Kristall

Hamburg • 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 • • Nr. 10 • 60 Pf



Die schönsten Frauen der Welt

(S. 5) Titelfoto: Philippe Halsman

Heeresgruppe Afrika meldet sich ab

(Wüstenfüchse S. 22)

Kristall
Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen
13. Jahrgang · Heft 10

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Am Strand der französischen Riviera fand der amerikanische Fotograf Philippe Halsman dieses Mädchen. Halsman hatte den Auftrag, die schönsten Frauen der Welt zu fotografieren — so wie er sie sah. Ist dieses Mädchen mit dem fremden Namen Nguyen mit den schwarzen Haaren, der braunen Haut schön? Uns erscheint ihre Mischung von französischem Charme und indochinesischer Fremdheit faszinierend.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Dr. Erwin Lausch.
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld.
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann, Dieter Einicke.
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig.
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin.
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow.
Verlagsleiter: Ernst Naumann.
Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung.

Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Tel. 24 81 81. Anzeigenpreisliste Nr. 13.
KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.
Auslandpreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr. 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Hände weg vom Menschen!

Die Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaft und Technik hat zu Ergebnissen geführt, die uns staunen lassen und zugleich erschrecken. Auf die gefährlichen Konsequenzen, die dabei gegebenenfalls eintreten können, macht Ihr Aufsatz und die ganze Artikelserie eindringlich und mit allem Freimut aufmerksam. Trotzdem, auch im Angesicht dieser Gefahren, die sich zu wahren Katastrophen auswirken können, fürchte ich, müssen wir von der Voraussetzung ausgehen, daß hier ein Motor auf vollen Touren läuft, der nicht mehr gedrosselt zu werden vermag.

Der Motors läuft, wird weiterlaufen — und alles ist schließlich, ausschließlich, eine Frage der Steuerung: wohin soll gefahren werden? Und wer kann das Steuer halten? Alle speziellen Hinweise und Warnungen können nur dann fruchtbar werden, wenn wir sie in diesem umfassenden Rahmen sehen. Haben wir noch Maßstäbe? Wie kommen wir zu Durchführungsbestimmungen? Und, nicht zuletzt, welche Mittel stehen uns zur Verfügung, um den Konflikt zwischen Sollen, Wollen und Können wenigstens zu mildern?

Ich hoffe, daß nach der Diagnose bei der Therapie diese Grundfragen zur Sprache kommen.

P. Paul Bolkovac S. J., Hamburg

Josephine Baker



Foto: Ilse Steinhoff

Josephine Baker und ihre Kinder

Ich habe Josephine Baker, über die Sie in Nr. 9 berichten, zum ersten Male in meinem Leben gehört. Sie sang ein Lied über ihre ›Regenbogenkinder‹, die allen Rassen und Hautfarben angehören. Sie sang es, wie eine Mutter für ihre Kinder singt: zu Herzen gehend und echt.

Waltraud BUSSE, Bremen

Diese große und erfolgreiche Chansonette hat ihre neun Adoptiv-Kinder stets bei sich. Auch in Stockholm war das so. Den Tag über war die Mama mit Kinderwäsche beschäftigt. Und abends stand sie strahlend auf der Bühne.

Elly HESSLING, Darmstadt

Auch hinter Taten wirklicher Nächstenliebe wittert mancher heute gern eine geschäftstüchtige Reklameaktion. Man fragt also: Warum muß Josephine Baker mit ihren neun Kindern ein Schloß bewohnen? Statt eines Kinderdorfes täte es vielleicht auch ein Kinderhaus. Doch man soll nichts Unmögliches verlangen: ein jahrzehntelang gefeierter Welt-Star kann nicht auf allen äußeren Glanz verzichten. Denken wir doch lieber daran, daß nicht viele Kollegen und Kolleginnen der Baker sich einer solchen Aufgabe zuwenden.

Lotti GÜNTHER, Berlin

Sohn und Krone

Offensichtlich konnte sogar KRISTALL nicht an Soraya vorübergehen. Aber ich darf Sie dennoch zu Ihrem Bericht in Nr. 8 beglückwünschen, denn Sie haben genau das berichtet, was von den Königs- und Kaiserschicksalen wirklich von Belang ist: Der Ausflug in die Geschichte mit den überzeugenden Beispielen, daß man das fragwürdige Glück eines männlichen Thronfolgers nicht zwingen kann, ist überzeugend — und nebenbei ein wertvoller ›Nachhilfe-Unterricht‹ für jeden, der sich an der Historie und nicht nur an Histörchen interessiert.

Franz Dessel, Bremen

Unbekannte Antarktis

Das Klima in der Antarktis, über die KRISTALL in Nr. 7 berichtet, ist bedeutend härter als das in der Arktis. Seine Kälte strahlt weit nach Norden aus. Auf einer geographischen Breite, die der von Frankfurt/Main (50°) entspricht, hört auf der Südhalbkugel bereits die gemäßigte Zone auf. Auf der Breite von Hamburg (53°) finden sich die letzten menschlichen Siedlungen. Am Nordpol dagegen sind noch Spitzbergen (80°) und die polnahe Küste von Grönland (82°) besiedlungsfähig.

Christian FELLGIEBEL, Heidelberg

Die Antarktis war nicht immer die Eiswüste, die sie heute ist. Versteinerte Tier- und Pflanzenreste beweisen, daß es dort vor Jahrmillionen tropische Wälder gegeben hat.

Otto BORN, Ludwigshafen

Die Wüstenfüchse

In Nr. 8 ist auf Seite 34 mein Bruder Konrad Gille (dritter von links auf dem Tiger-Bild) abgebildet. Er ist nicht aus dem Feld zurückgekehrt. Er war Dipl.-Ing. und Abt.-Ing. bei einer Tiger-Abteilung. Ich würde gern von seinen Kameraden über ihn hören.

Dr. Günter Gille, Zahnarzt, Spork-Eichholz b. Detmold

Immer wieder: Schulbeginn

Der Landtag von Baden-Württemberg hat im November 1957 ein Gesetz verabschiedet, das den Beginn der Schulpflicht um ein Vierteljahr heraufsetzt. Die Hauptgründe dafür waren, daß erstens nicht alle Kinder, die zwischen dem vollendeten sechsten und dem vollendeten siebenten Lebensjahr schulpflichtig geworden sind, tatsächlich auch schon schulreif sind. Und zweitens, daß Klagen darüber laut geworden waren, daß viele der Schüler, die aus der Volksschule entlassen wurden, noch nicht schulreif sind.

Foto: dpa

W. Simpfendörfer

Um auch Kindern gerecht zu werden, die eine frühzeitige Reife ausweisen, läßt das Gesetz zu, daß auf Antrag der Erziehungsberechtigten auch solche Kinder in die Schule aufgenommen werden können, die bis zum 31. März des laufenden Kalenderjahres, also noch vor dem Beginn des Schuljahres, das sechste Lebensjahr vollendet haben. Die Aufnahme soll aber an den Nachweis geknüpft sein, daß sie die für den Schulbesuch erforderliche geistige und körperliche Reife besitzen. Über die Reife müssen sich vor der Entscheidung Arzt und Lehrer aussprechen.

Wilhelm SIMPFENDÖRFER, Kultusminister des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart-S.

Weitere Leserbriefe siehe Seite 4

Aus der Heimat der
BÄREN-MARKE

Werke zeitgenössischer Maler Hermann Dietze: „Frühjahr in den Bergen"

Bald blühen Dotterblumen und Enzian

Noch schimmert es weiß von den Gipfeln, doch die Wiesen und Weiden des Voralpenlandes sind schon vom Schnee befreit. Die ausgeruhte Natur schenkt neue Kraft — in der Heimat der BÄREN-MARKE ist es Frühling geworden. —
Schon das erste zarte Grün kommt den gesunden Kühen dieser Landschaft zugute. Aus ihrer Milch wird unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle BÄREN-MARKE gewonnen, diese ergiebige Dosenmilch von reinem Wohlgeschmack. BÄREN-MARKE besitzt die würzige, gesunde Kraft ihrer Heimat.



hergestellt von der Allgäuer Alpenmilch AG München

BÄREN-MARKE — die vertraute gute Dosenmilch

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Bester Hund aller Rassen



Foto: Friz

Schäferhund Sigo

In meinem Urlaub lese ich Ihren Artikel über Hundedressur. Auf dem anliegenden Foto sehen Sie meinen Schäferhund Sigo, der in Bellagio die große Europaprämie erhielt und zum besten Hund aller Gebrauchshunderassen erklärt wurde. Er hat mit fünf Jahren in fünfzehn Monaten fünfzehnmal die Schutzhundprüfung III abgelegt. Von hundert möglichen Punkten erhielt er in Nasenarbeit 97, in Gehorsam 99 und in Schutzdienst 100 Punkte. Ich bin jetzt mit dem Hund als Lehrer an eine Hundesportschule nach Italien berufen worden.

Karl FRIZ, Singen am Hohentwiel

Maschinenherz für 45 Minuten

In letzter Zeit haben Sie verschiedentlich über Herzoperationen geschrieben, auch bei älteren Menschen. Ich bin auf diese Weise vor vier Jahren am Herzen operiert worden, und zwar in der Universität Kiel. So bin ich dem Leben wiedergegeben und fühle mich völlig wohl.

Alfred LUTH, Füsing, Schleswig

Ohne Liebe

Als Münchnerin hatte ich Gelegenheit, den Fall Jolantha Dullmeier genau zu verfolgen. Er hat mich erschüttert. Auch die anderen Fälle lese ich mit Spannung und Vertrauen, denn ich weiß, was KRISTALL bringt, stimmt immer.

Liesl PEMBAUR, München

Ihre Darstellungsweise zeigt das Problem doch recht einseitig. Man denke nur an die Vertreter der älteren Generation, in deren Kindheit ebenfalls häufig die Liebe und der gute Kontakt zu den Eltern fehlten. Das lag an dem Autoritätsbedürfnis der damaligen Generation, die anstelle von Liebe und Verständnis sehr häufig Strenge, Härte und Verlangen nach Unterwerfung setzte — ohne daß jedoch die Betroffenen daraus eine Berechtigung zu einem asozialen Lebenswandel ableiteten. In einer Zeit, die den Schutz des Straffälligen ohnehin viel stärker betont als den Schutz der Gemeinschaft, erscheint mir die Art der Darstellung in Ihrer Serie doch recht bedenklich.

Irma GEISSEL, Marburg/L.

KRISTALL-Kunstblatt

Ich möchte anregen, außer dem Kunstblatt eine neue Serie erscheinen zu lassen, nämlich diejenigen Kunstwerke zu zeigen, die durch den Krieg in unseren Berliner Museen verlorengegangen sind. Ihre Geschichte sollte jedesmal dazu erzählt werden.

Fritz MÖRKE, Wolfenbüttel

Als Fachlehrer für Kunsterziehung bin ich eifriger Sammler Ihrer KRISTALL-Kunstblätter, die mir eine wertvolle Hilfe im Unterricht bedeuten.

Wilhelm KRAUS, Studienrat, Passau

Könnten Sie nicht auch einmal einen schönen norwegischen Fjord bringen?

Theo ZIEGLER, Castell/Unterfranken

Weitere Leserbriefe siehe Seite 44

Kristall
Hamburg · 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 · LZ · Nr. 10 · 60 Pf



Der Zauber des Montmartre. Das Gesicht einer 19jährigen Pariser Studentin, typisch für das Künstler- und Studentenviertel: Hier gilt das Aparte.

Die Sanftheit des Ostens. Stark ausgeprägte Fraulichkeit kennzeichnet die Japanerin. Sie wird sehr früh dazu erzogen und wirkt gerade dadurch schön.

Der bekannte amerikanische Fotograf Philippe Halsman suchte und fotografierte:

Die schönsten Frauen

Eine Betrachtung über die Schönheit / VON RUTH HERRMANN

Einer der bekanntesten Fotografen unserer Zeit hat eine Reise um die Erde gemacht, um schöne Frauen zu fotografieren. KRISTALL bringt eine Auswahl seiner Bilder. Sie zeigen, wie sehr sich die Schönheitsideale der Völker einander genähert haben: Die moderne Japanerin kleidet sich westlicher als früher, die Israelitin bleibt selbst in Uniform anmutig, die Griechin trägt ein Make-up wie die Engländerin. Und Charme, Grazie und Fraulichkeit sind überall Maßstäbe für Schönheit geworden.

Die schönsten Frauen



Der Traum der Jugend. Die offenen, vertrauensvollen Augen und die naive Verträumtheit dieser 18jährigen Brasilianerin aus Rio de Janeiro faszinierten den Fotografen. Obwohl sie die Tochter armer Eltern ist, tut sie doch alles, um ihre angeborene Schönheit zu betonen — mit der natürlichen und unschuldigen Selbstverständlichkeit eines Kindes.



Anmut in Uniform. Die Frauen Israels müssen Waffendienst leisten. Aber sie bewahrten sich ihre Fraulichkeit.

Das ist Miß Germany. Größe 169 cm, Brustumfang 85 cm, Taille 53 cm, Hüftumfang 92 cm.« So stand es in den Zeitungen. Und es bedeutete: Mit diesen Maßen wurde ein Mädchen Königin der Schönheit in Deutschland.

Jährlich einmal reisen eilfertige Leute mit Zentimetermaßen durch fünfundzwanzig deutsche Städte, vermessen überall die konkurrierenden jungen Damen, wählen jeweils eine aus und bestimmen schließlich aus den Schönsten der Städte die Bundesschönste. Mit dem Titel ›Miß Germany‹ und angehängter Jahreszahl darf sie dann nach Amerika reisen und mit den Auserwählten anderer Länder um den Titel der ›Miß Universum‹ konkurrieren. Und dann liest man, welche Maße die der ›schönsten Frau der Welt‹ sind.

Schönheitskonkurrenzen hat es immer gegeben. Aber der trojanische Königssohn Paris ist den drei Grazien nicht mit einem Zentimetermaß begegnet, und Schneewittchens Stiefmutter hat nur den Spiegel befragt: »Wer ist die Schönste im ganzen Land?« Zweifellos: Sowohl bei der klassischen Entscheidung des Paris für Aphrodite als auch vor dem Märchenspiegel ging es um mehr als nur um meßbare Proportionen. Und auch Philippe Halsman, der die auf diesen Seiten wiedergegebenen Frauen fotografierte, hat andere Maßstäbe angelegt: Unter all diesen Frauen ist keine ›Schönheitskönigin‹. Aber alle sind außergewöhnlich schön.

Nun ist das Messen durchaus keine ganz unsinnige Methode. Denn Schönheit und Harmonie unterliegen unter anderem auch gewissen Gesetzen der Proportionen, die klar umrissen und also meßbar sind. Aber es gibt noch andere Gesetze der Schönheit, die nicht meßbaren, die nur zu erspüren sind, der Zauber, der von einer Frau ausgehen kann, das Hinreißende, die Faszination. Wer wollte hier messen, statt intuitiv zu wägen, statt sich einfangen zu lassen von dem Unerklärlichen, heute von diesem, morgen von jenem? Zu jeder Zeit war es etwas anderes, was eine Frau schön gemacht hat, was sie im Blick ihrer Zeitgenossen als schön erscheinen ließ.

Auch die meßbaren Proportionen haben kein ewiges Gesetz: Seit ungefähr dreißig Jahren ist es modern, schmale Hüften und eine schlanke Taille zu haben. Andere Maßideale haben sich im Laufe der gleichen dreißig Jahre vollkommen geändert: In den zwanziger Jahren galt die knabenhafte Figur als schön, vor etwa zehn Jahren war der Busen erstrebenswert, und heute gewinnt das Grazile wieder langsam den Vorrang. Auch die Üppigkeit der Venus von Milo, durch Jahrhunderte Symbol weiblicher Schönheit, ist ganz und gar nicht mehr beliebt. Die Leute mit dem Zentimetermaß würden heute feststellen, daß ihre Hüften zu breit und zu massig, ihre Beine zu kurz, ihre Schenkel zu schwer wären. Für den Maler Rubens war weiche Fülle äußerer Ausdruck der Fraulichkeit, die gleiche Fülle, die wir heute als Dicke bezeichnen und abtun würden.

Sahen die Frauen nun damals wirklich so aus?

Natürlich entsprachen die Frauen zur Zeit Rubens' ebensowenig alle dem Schönheitsideal ihrer Zeit wie etwa die Frauen des Jahres 1958 alle der ›Miß Universum 1958‹ oder dem neuen Ideal der grazilen Audrey Hepburn gleichen. Aber es gab damals wie heute so etwas wie ein verbindliches Vorbild, den ›idealen Typ‹, der so war, ›wie man eigentlich aussehen müßte‹. Was unsere Zeit darin von früheren Zeiten unterscheidet, ist lediglich die Tatsache, daß dieser ›ideale Typ‹ nicht mehr national, sondern global ist: Durch Bild, Film, Kulturaustausch und transkontinentalen Reiseverkehr haben sich die Schönheitsideale von Land zu Land und von Erdteil zu Erdteil aneinander orientiert.

Die ideale Erscheinung unserer Frauen ist durch den Sport bestimmt. Er hat die Frauen verändert. Hier ist eine Richtlinie entstanden: Man will sportlich aussehen, sportlich angezogen sein, sich sportlich bewegen und sogar sich sportlich — sprich: fair und kameradschaftlich — verhalten. In England gilt es als Kompliment, von einer Frau zu sagen: »She is a good sport« — sie ist ein zuverlässiger Charakter.

Man sieht den Frauen diese Entwicklung an, man empfindet sie, und gerade in diesen Wochen ist die ›Lehr- und Versuchsanstalt für Bekleidungsindustrie Schloß Hohenstein‹ dabei, sie an hunderttausend Frauen auch nachzumessen. Seit mehreren Jahren nämlich hat man bemerkt, daß die Frauen in ihrem Äußeren einen Prozeß der Vermännlichung durchmachen und sich einem körperlichen Ideal nähern, das etwa dem der knabenhaften Frauen von Pompeji vergleichbar ist. Sie haben sich verändert, in ihrer Einstellung zum Leben und — figürlich. Wir haben uns daran gewöhnt und im Laufe der Jahre neue Idealvorstellungen von der Schönheit gewonnen.

Zurück nun aber zu jenem anderen Teil der Schönheit, der nicht meßbar ist, der keine genau festgelegten Gesetze hat, zur Ausstrahlung eines schönen Menschen. Nicht das Auge selbst, sondern sein Blick prägt ein Gesicht, nicht die Form des Mundes bildet den Reiz, sondern sein Lächeln, nicht das starre Erscheinungsbild allein macht die Schönheit einer Frau aus, sondern auch die Anmut der Bewegung. Eine Frau, die sich hölzern und schlaksig bewegt, ist nicht schön, und das unbewegt starre Gesicht finden wir fast so häßlich wie das verzerrte. Überhaupt verlangt unser Schönheitssinn nach einem harmonischen Zusammenklingen aller Dinge, die Schönheit ausmachen. Weder Auge noch Mund, Haar, Nase, Taille, Hüfte, Bein oder Fuß, weder das Lächeln allein noch der milde Augenaufschlag sind entscheidend, sondern die Harmonie zwischen allem.

Und doch wünschen wir mitunter auch, daß diese Harmonie ein klein wenig gestört wird, daß irgendeine Unregelmäßigkeit sie von der Gefahr der Eintönigkeit befreit. Wie reizend



Das klassische Ideal. Kleidung, Profil, Haartracht —alles an dieser Griechin erinnert noch an ihre Vorfahren.

finden wir die etwas aufgestupste Nase, die freche Haarsträhne oder die Locke, die sich nicht einordnen will und auf der einen oder anderen Seite der Stirn ein keckes, apartes Eigenleben führt. Und wie melancholisch kann ein leichter Silberblick sein. Ein Tupfer Unvollkommenheit macht das Schöne häufig erst sichtbar, schafft einen eigenwilligen Kontrast, stößt den letzten Hauch von Langeweile beiseite und gibt einem Gesicht jenes ›gewisse Etwas‹, das es interessant und einprägsam macht. Dieser Tupfer macht die Schönheit menschlich und dem, der sie betrachtet, zugänglicher, reizvoller. Und damit, daß sie zum Betrachten reizt, wird ja Schönheit erst schön. Zur Schönheit gehören zwei: die Schöne und der, der sie erkennt.

Puritanische Gemüter haben oft Schönheit als wertlos hinzustellen versucht, weil sie vergänglich sei. Matthias Claudius zum Beispiel schrieb: »Was ist Schönheit des Leibes? s' ist doch nur Schönheit des Leibes, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Ein Ding, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so'n Ding ist die Schönheit.«

Freilich, die Schönheit, die der Dichter vergänglich nennt, vergeht in jedem schönen Menschen. Aber jeder schöne Mensch ist Ausdruck eines größeren, eines unvergänglichen Begriffes Schönheit: Die griechische Kore, die die Schönheit einer Griechin seit mehr als zweitausend Jahren bewahrt, die Perserin in einer alten Miniatur, der Kopf der ägyptischen Königin Nofretete, die Gestalt der Uta im Naumburger Dom, die Maja von Goya oder die Olympia von Manet beweisen die Unvergänglichkeit der Schönheit. Auch unsere Zeit wird ihr weibliches Schönheitsideal überliefern. Es wird — wahrscheinlich — nicht das der ›Miß Universum‹ sein. Aber in den Bildern von Philippe Halsman, die wir hier wiedergegeben haben, spiegelt sich etwas von dem Ideal unserer Zeit.

Kühle Unnahbarkeit. Diese Engländerin zeigt vollendet, was die Frauen ihres Landes auszeichnet: vornehme Zurückhaltung. Sie drückt sich auch in ihrem Äußeren aus und wurde besonders in der englischen Gesellschaft zu einer Schönheit von besonderer Kühle kultiviert. Eleganz und Noblesse zählen zu ihren auffallendsten Kennzeichen.

Gibt es denkende Lebewesen im All?

VON GUSTAV ADOLF HENNING

›ÜBERFALL VON INTELLIGENTEN WESEN AUS DEM WELTRAUM!‹, das ist ein bevorzugtes Thema in utopischen Romanen. Denkende Wesen im All sind jedoch keine Utopie. Niemand zwar hat sie je gesehen. Selbst auf Weltraumreisen wird man ihnen zunächst sicher nicht begegnen. Aber wir wissen heute, daß es denkende Wesen im Weltraum geben kann. Wie sehen sie aus? Biologen haben kühne Bilder von ihnen entworfen, die nicht auf Phantasie, sondern auf wissenschaftlichen Überlegungen beruhen.

Als man die Frage nach Leben im Weltall kürzlich einem bedeutenden Astronomen Amerikas, Dr. Otto Struve von der Kalifornia-Universität in Berkeley, stellte, erwiderte er: »Allein in unserem Milchstraßensystem gibt es zehn Milliarden belebte Planeten. Eine bis zehn Millionen davon tragen Lebewesen, die ebenso intelligent sind wie die Erdenmenschen.«

Millionen Planeten mit denkenden Lebewesen in unserem Milchstraßensystem, das nur eines von vielen Milliarden im gesamten Weltall ist! Das erscheint fast unglaublich. Aber Dr. Struve hatte diese Zahl nicht aus der Luft gegriffen. Er war zu diesem Ergebnis durch eine Überschlagsrechnung gekommen:

Unsere Milchstraße besteht aus 100 Milliarden Sonnen. Jede zehnte davon etwa könnte wie unsere Sonne von mehreren Planeten umkreist werden. Wenn jeweils einer dieser Planeten so günstige Bedingungen aufweist, daß sich auch Leben auf ihm entfalten kann, so käme man auf zehn Milliarden biologisch fruchtbarer Planeten. »Aber nicht alles Leben im All muß sich bis zur Intelligenz emporentwickelt haben«, schränkte Dr. Struve ein. Er schätzt den Geist für ein so seltenes Talent im Universum ein, daß er sich nur jede tausendste bis zehntausendste dieser fernen ›Erden‹ mit denkenden Wesen bewohnt vorstellt. Immerhin würden demnach noch auf zehn bis hundert Millionen Planeten unserer Milchstraße vernunftbegabte Wesen leben.

»Auch die klügsten unter ihnen haben es jedoch nicht fertiggebracht, unsere Erde zu besuchen«, sagte Dr. Struve und zog daraus den Schluß, der die Hoffnungen unternehmungslustiger Weltraumfahrer enttäuschte: Der Intelligenzgrad hat eine Grenze, und selbst die am höchsten entwickelte Intelligenz reicht nicht aus, die ungeheuren Entfernungen zu überbrücken, die bewohnte Welten voneinander trennen.

Wenn Dr. Struve recht behält, werden wir also nie erfahren, wie Leben außerhalb des Sonnensystems beschaffen ist. Ungeachtet der skeptischen Ansichten des Astronomen Struve haben in letzter Zeit Biologen, Biochemiker und Zoologen versucht, die brennende Frage der ›Bio-Astronomie‹ zu lösen: Wie sehen die Wesen ferner Planeten aus?

Autoren von Zukunftsromanen haben ihrer Phantasie über die Gestaltung unserer ›Nachbarvölker‹ im All freien Lauf gelassen. Sie entwarfen schwimmfüßige Ritter oder klirrende Riesen-Insekten, denen Antennen aus der Stirn wachsen und die statt Sauerstoff Ammoniak atmen, denen giftgrünes Fluor in den Adern kreist und die ihren Kontakt mit der Umwelt über Kupferdrähte statt durch Nervenzellen regulieren.

Erdenähnlich oder nicht?

Während in den Kreisen der Wissenschaftler kaum noch ernstlich daran gezweifelt wird, daß Leben auf fernen Welten möglich ist, gehen die Vorstellungen von der Anatomie und Physiologie jener Wesen weit auseinander. Erdenähnlich oder nicht erdenähnlich, das ist die Frage. Für beide Standpunkte lassen sich wissenschaftliche Argumente anführen.

Das ausführlichste Bild von Wesen anderer Gestirne hat Professor Bernhard Rensch aus Münster entworfen, der zu den bedeutendsten Zoologen Europas gehört. In einer Abhandlung über die Probleme der Abstammungslehre untersucht Professor Rensch, ob die Entwicklung lebender Wesen zwangsläufig so verlaufen muß, wie sie sich auf der Erde abgespielt hat. Er kommt zu dem Schluß, daß der Entwicklungsweg von lebenden Wesen fast auf eine ›Schmalspurweite‹ eingeschränkt ist und daß im All für gar zu kühne Lebensgestalten kaum ein Platz zu finden wäre. Er baute seine Schlußfolgerungen vor allem auf drei Grundtatsachen auf:

- Das gesamte Universum mit all seinen pflanzlichen, tierischen und menschlichen Bewohnern besteht aus 92 chemischen Elementen. Alles, was entsteht, kann nur aus diesen 92 ›Bausteinen‹ zusammengesetzt sein.
- Die Gesetze der Mathematik, Physik und Chemie sind im ganzen Weltall gültig.
- Alle Lebensprozesse, wie Wachstum, Atmung, Nervenerregung, sind an Riesen-Moleküle gebunden. Kohlenstoff aber ist das einzige chemische Element, das sich leicht mit sich selber verbindet und solche Moleküle wie Eiweiße und Kohlehydrate bildet. Nur aus einem anderen Element lassen sich Riesenmoleküle aufbauen: aus Silizium; doch ist die Neigung dieses Elementes dazu gering. Obwohl ein Viertel der Erdkruste aus Silizium besteht, während der Anteil des Kohlenstoffs nur 0,1% ausmacht, gibt es keine Lebewesen, die aus Silizium bestehen. Silizium-Moleküle sind für rasch ablaufende Stoffwechselvorgänge ungeeignet.

Nach Ansicht von Professor Rensch dürften die Weltraumwesen wie die Lebewesen auf der Erde einen kompakten Körper mit inneren Hohlräumen haben, in denen sich die Verdauung vollzieht, und wie wir dürften sie Sauerstoff atmen, um die Verbrennungsprozesse des Stoffwechsels zu unterhalten.

Jeder größere Weltraumbewohner muß eine Art ›Blutkreislauf‹ haben. Auf andere Weise kann das Gewebe eines größeren Körpers nicht mit Nahrung regelmäßig versorgt werden. Also dürften die Planeten-Wesen auch ein Herz haben, das das Blut umtreibt.

Auch auf anderen Planeten dürften sich Lebewesen auf Beinen fortbewegen. Für einen fließenden Gang braucht man mindestens zwei Beine. Geschöpfe, die sich etwa auf körpereigenen Rollen bewegen, kann es nicht geben, da Rollen nicht an den Blutkreislauf angeschlossen werden können.

Ohne Sinnesorgane kann kein Lebewesen seine Nahrung finden. Gesicht, Geruch, Gehör, Geschmack — kaum einer dieser Sinne dürfte entbehrlich sein. Zweckmäßigerweise werden diese Sinne ›vorn‹, also in der Fortbewegungsrichtung, angebracht sein, in der Nähe des Mundes. Alle höheren Weltraumwesen werden einen beweglichen Kopf haben, der die Sinnesorgane trägt. Mindestens zwei Augen sind nötig zum räumlichen Sehen, zwei Ohren zum Richtungshören.

Auf Grund unserer Kenntnisse vom Bau und von der Funktion der Nervenzellen schließt Professor Rensch, daß hochintelligente Wesen nicht bedeutend kleiner, aber auch nicht viel größer sein können als der Erdenmensch. Auch diese intelligenten Wesen des Universums werden eine Art Gehirn haben, in dem alle Wahrnehmungen rasch verknüpft und ausgewertet und in den Erinnerungen gespeichert werden. Zwangsläufig wird das Gehirn im Kopf untergebracht sein, um zeitraubenden Weg für die Hin- und Herleitung der Nervenerregungen von den Sinnesorganen zu ersparen. Wenn der bewohnte Planet so beschaffen ist, daß die Temperatur wesentlich unter die optimale Körpertemperatur herabsinkt, müssen die intelligenten Bewohner warmblütig sein.

Auf Weltkörpern, die bedeutend größer oder kleiner sind als die Erde, ist nach Ansicht von Professor Rensch allerdings mit einer befremdenden Tierwelt zu rechnen. Bei der geringeren Schwerkraft eines kleinen Planeten wären wesentlich größere Tiere anzutreffen oder Tiere, die bedeutend schneller sind als Erdentiere. Gleich schnelle Tiere können leichter und schwächer gebaut sein und ihren Überschuß an Energien für ›Luxus-Bildungen‹ und abenteuerliche Schmuckanhänge verwerten, wie sie in unserer irdischen Tropentierwelt auftreten.

Auf einem größeren Planeten jedoch kehren sich die Bedingungen um. Die größere Schwerkraft erfordert starke Bewegungseinrichtungen, und nur wenige Tiere können fliegen.

Philosophen am Meeresgrund

Kühne Vorstellungen von der Art intelligenter Lebewesen auf fernen Planeten haben amerikanische Zoologen und Biochemiker. Sie schließen sich der von Professor Rensch vorexerzierten Zwangsläufigkeit der Entwicklung nicht an. Als puren Zufall sehen sie es beispielsweise an, daß der Mensch zwei Arme und zwei Beine hat. Warum sollten vernunftbegabte Geschöpfe ferner Welten nicht auf sechs oder mehr Beinen besser und erfolgreicher leben? Auch die Möglichkeit von unter Wasser lebenden intelligenten Wesen ist erwogen worden. Solche Wesen würden zwar keine Erze schmelzen und keine Metalle erzeugen können. Sie könnten keine technologische Zivilisation entwickeln. Aber vielleicht könnten sie sich desto geruhsamer

am Grund ihres Planeten-Meeres der Philosophie und den schönen Künsten widmen.

Die umstürzlerische These, daß sich Leben auch auf ganz anderen chemischen Grundstoffen aufbauen kann als auf der Erde und durchaus nicht an Kohlenstoff-Eiweiß gebunden sein muß, vertrat der englische Biochemiker Pirie auf einer großen, internationalen Konferenz über die ›Entstehung des Lebens‹ in Moskau im November vorigen Jahres. In seinem Vortrag berichtete Pirie von höchst seltsamen Stoffwechsel-Prozessen, die als seltene Ausnahmen in der irdischen Tierwelt vorkommen.

So kreist in den Körperhöhlen der Muscheln, Schnecken und Tintenfische, einiger Krebse und Spinnen blaues Blut. In dem Farbstoff ihres Blutes ist das Eisen, das in unserem roten Blut den Sauerstoff transportiert, durch Kupfer ersetzt. Ein noch selteneres Element findet sich im Blut der ›Seescheiden‹: das zu Stahllegierungen verwendete Metall Vanadium. Aber ihre Blutkörperchen enthalten außerdem eine dreiprozentige Schwefelsäure, eine der stärksten Säuren, die dafür berüchtigt ist, alles organische Material zu zersetzen. Und kürzlich erst wurden in Abwässerflüssen Englands Bakterien entdeckt, die das giftige Cyankali, das Kaliumsalz der Blausäure, als einzige Kohlenstoff- und Stickstoffquelle verwerten und in ihrem Stoffwechsel erhebliche Mengen Ammoniak erzeugen. Die Erforschung solcher Ausnahme-Erscheinungen gibt uns Hinweise, wie erden-unähnliches Leben beschaffen sein könnte.

Eine kuriose Vorstellung von völlig andersgearteten ›Lebewesen‹ veröffentlichte vor kurzem der berühmte englische Astrophysiker Fred Hoyel. Er erzählt die erregende Geschichte einer auf die Erde zurasenden Dunkelwolke. Als die Wolke von der Erde aus mit bestimmten Wellen angestrahlt wird, stellt sich heraus: Sie ist ein überdurchschnittlich intelligentes ›Lebewesen‹, ein paar hundert Millionen Kilometer groß! Funkwellen haben in ihr die Aufgabe von Nervenzellen übernommen, und magnetische Kraftlinien ersetzen das Knochengerüst. Seine geistreiche Erzählung, die Professor Hoyel im Vorwort sogar seinen Kollegen als Lektüre empfiehlt, hat er jedoch kaum als eine ernstgemeinte Version des ›Lebens im Universum‹ aufgefaßt. Daß auch Professor Hoyel nämlich — wenn schon — dann menschenähnliche Vernunftwesen im Weltraum annimmt, geht aus einer Bemerkung hervor, die er kürzlich machte: »Irgendwo im All gibt es sicher eine Kricketmannschaft, die den Australiern überlegen ist.«

Foto: J. Bl

Menschenähnlich sieht dieser Schimpanse aus. Menschenähnlich sind auch intelligente Lebenwesen im All, sagt Professor Rensch aus Münster. Die Entwicklung der Lebewesen gehe zwangsläufig wie auf der Erde vor sich.

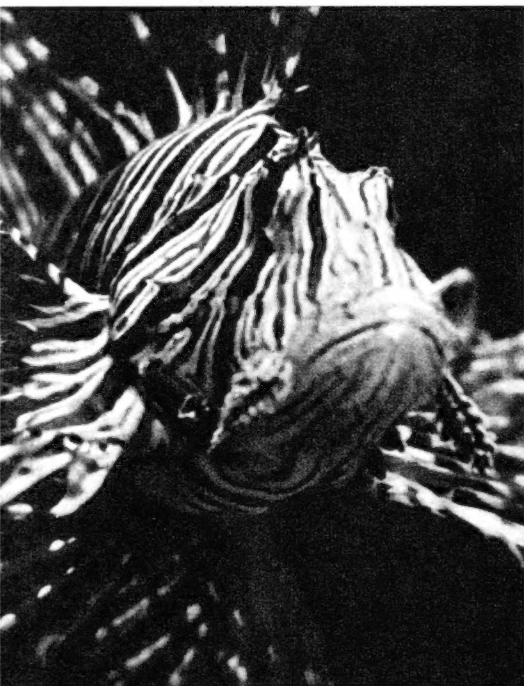


Foto: E. Knöll-Siegrist

Abenteuerlich aussehende Lebewesen wie dieser Fisch herrschen nach Professor Rensch auf kleineren Planeten vor.



Foto: E. W. Teale

Insekten haben Sprachen und bilden hochorganisierte Staaten. Die Hornisse, die uns auf dem Bild ansieht, ist zwar nicht intelligent. Aber gibt es vielleicht auf anderen Planeten denkende Insekten?



Zeichnung: Hicks

Begrüßung der Weltraumfahrer im All. So menschlich sieht der Karikaturist Hicks die intelligenten Wesen auf fernen Gestirnen.

Der neue Tatsachenbericht:

Gespenster

Die Geschichte der deutschen Hilfskreuzer



auf hoher See

im II. Weltkrieg



An der Verladepier der Swift-Compagnie im Hafen von Buenos Aires liegt Jim Taylers Schiff, die ›Afric Star‹. Jeder im Hafen kennt sie. Reise um Reise schleppt sie argentinisches Gefrierfleisch nach England. Eine einzige Ladung reicht, um ganz London für sechs Tage mit Fleisch zu versorgen. Das will etwas heißen im Jahre 1941, im zweiten Jahr des zweiten Weltkriegs. Kommt die ›Afric Star‹ durch, dann ist das für London ein Sieg. Aber wird sie auch diesmal durchkommen?

Oder wartet jemand auf sie?

Gar nicht so weit von Buenos Aires entfernt schippert ein merkwürdiges Schiff. Könnte ein Norweger sein. Oder ein Schwede. Könnte! Auf der Brücke stehen Männer mit den Gläsern vor den Augen.

Man sieht diesem Frachter nicht an, daß er ein gespenstisches Schiff ist. Er kann in Sekunden sein Gesicht ändern. Dann klappen die Wände des Deckshauses weg, ein Teil der Bordwand fällt, und Geschütze sind plötzlich da: Hilfskreuzer. »German raider«, sagen die Fahrensleute.

Hilfskreuzer. Sie haben keinen Namen. Sie stehen mit einer Zahl in den Akten der Seekriegsleitung: Schiff 10, Schiff 16, Schiff 41.

Hilfskreuzer. Sie liegen wie Seeräuber an den Pfaden der Meere. Sehen harmlos und langsam aus. Aber plötzlich tönt es vom Ausguck im Mast: »Schiff in Sicht!« Dann drehen die Maschinen auf. Die Bugwelle schäumt: 18 Knoten. Dann geht die Kriegsflagge hoch. Und dann: »Stoppen Sie sofort!«

Wird es die ›Afric Star‹ erwischen? Werden sich die Lords von Schiff 41 ein paar Speckseiten holen? Den schottischen Whisky trinken? Und dann die 12 000 Tonnen auf den Grund des Meeres schicken?

Hilfskreuzer: Kaperkrieg und großes Abenteuer. Es sind nicht viel übriggeblieben, die davon erzählen können. Selten gingen die Raider zweimal auf die Reise. Sie blieben. Erwischt von Radar, U-Boot und Kreuzerfalle. Versenkt. Verbrannt. Verschollen.

Aber ihre Geschichte lebt. Und Paul Carell schreibt sie für KRISTALL. Hunderttausende haben ›Denn wir fuhren . . .‹ gelesen, das Drama unserer U-Boote. Danach lasen Millionen Paul Carells ›Wüstenfüchse‹.

Nun schreibt er ›Gespenster auf hoher See‹, das abenteuerliche Kapitel über die Schiffe ohne Namen, illustriert durch noch nie veröffentlichte Fotos. Paul Carell erfindet nicht, aber er findet: den Maat und den Kommandanten, den Wachoffizier und den Smutje, den schiffbrüchigen Neger und die Chinesin Mok Ah Fong, die alle in das große Kapitel der Gespensterkreuzer verwickelt sind. Paul Carell beobachtet mit den Augen derer, die dabei waren: die am Geschütz standen oder auf der Brücke; die im Lederpäckchen den Walfänger enterten oder auf der Prise ›Nankin‹ mit indischen Heizern und australischen Ingenieuren über die Meere fuhren.

Kristall beginnt im nächsten Heft mit der großen Serie

Wohlstand macht kritisch

VON ROBERT JUNGK



Robert Jungk

Ist der Mensch am Ende dieses Jahrtausends den Problemen gewachsen, vor die ihn der wissenschaftlich-technische Fortschritt stellt? Das ist der Grundgedanke all der Themen, die Robert Jungk monatlich in KRISTALL behandelt. Heute schildert er die Krisen des Reichtums in USA. Bald können wir Europäer vor gleichen Problemen stehen wie die Amerikaner. Werden auch wir dann nicht mehr kaufen? Wer Geschmack entwickelt, kann sich nicht mehr zu jedem Kauf entschließen. Er wird wählerisch.

Wir haben in den letzten verrückten Jahren alle über unsere Mittel gelebt«, sagte mein Tischnachbar im Speisewagen zu mir, »ein Glück, daß wir nun endlich wieder ein wenig zu uns kommen.« Unser Gespräch hatte sich, wie die meisten Unterhaltungen, die ich seit meiner Ankunft in Amerika führte, um das Thema ›recession‹ (Wirtschaftsrückgang) gedreht. Aber während ich bisher fast nur Klagen über das ›Ende der guten Zeiten‹ gehört hatte, traf ich nun hier zum ersten Male auf jemanden, der meinte: »Auf lange Sicht betrachtet, wird uns der kleine ›Schnupfen‹, den unsere Wirtschaft jetzt durchmacht, nur gesünder und vernünftiger machen.«

Gewiß, meine Reisebekanntschaft hatte gut reden. Er war ein mittlerer Regierungsbeamter, dem weder Gehaltskürzung noch Arbeitslosigkeit drohte. Wie bitter und enttäuscht hatten dagegen die entlassenen Autoarbeiter in Detroit gesprochen, die ich interviewte, während sie — die meisten zum ersten Male in ihrem Leben — beim Arbeitsamt ›stempelten‹. »Hat man uns nicht immer erzählt, daß Wirtschaftskrisen ebensosehr der Vergangenheit angehörten wie Epidemien und Seuchen?« fragten sie. »Wie war das möglich? Wie konnte das geschehen?«

Die Verbraucher streiken

Die großen Spezialisten der Nationalökonomie sind zur Zeit dabei, den gigantischen amerikanischen Wirtschaftskörper abzuklopfen, um Antworten auf diese ängstlichen Fragen zu geben. Sie haben Dutzende von Erklärungen bereit und sind sich in ihren Diagnosen keineswegs einig. Nur in einem Punkte stimmen sie überein, nämlich in der Feststellung, daß der Durchschnittsamerikaner seine Ausgaben für die meisten nicht unbedingt notwendigen Waren eingeschränkt habe. Der Grund? Er ist vorläufig keineswegs darin zu suchen, daß das Geld knapp geworden wäre. »Merkwürdige Sache«, erklärte kürzlich Charles G. Mortimer, der von der Privatwirtschaft mit der Leitung eines ›Feldzuges gegen die recession‹ betraut worden ist, »die Brieftaschen der Leute sind mit Dollars vollgestopft, aber sie machen sie einfach nicht auf.«

Eine ebenso zutreffende wie simple Erklärung für diesen ›Kaufstreik‹ hat Präsident Eisenhower gegeben. In seiner wöchentlichen Pressekonferenz sagte er: »Ich glaube, es wäre gut, wenn die Fabrikanten aufwachen würden und begännen, uns Produkte zu geben, die *wir* wollen, statt der Sachen, die *sie* wollen.«

Diese einfache Wahrheit scheinen aber nicht nur die amerikanischen Hersteller, sondern auch ihre Kollegen in vielen anderen Ländern vergessen zu haben. Denn nicht nur in den USA stöhnen die Verbraucher darüber, daß die Qualität, Haltbarkeit und Brauchbarkeit vieler in Massen hergestellter Produkte eher abgenommen, statt zugenommen habe. Nicht nur in Amerika herrscht unter den Konsumenten Kaufmüdigkeit. Der ›Anschaffungs- und Wiederaufbaurausch‹, der doch nach den entbehrungsreichen Kriegsjahren die ganze Welt erfaßte, beginnt zu verfliegen. Es hat sich vielerorts ein gewisses Gefühl der Übersättigung, ja der Enttäuschung eingestellt, und Millionen bekommen am eigenen Körper eine alte Weisheit zu spüren, die sie oft bisher nur vom Hörensagen kannten: ›Besitz allein macht nicht glücklich.‹

Neuartig an diesem Geschehen ist, daß nicht nur eine verhältnismäßig kleine Elite von Vermögenden, Wohlhabenden, Gutverdienenden sich ›etwas leisten‹ kann, sondern eine immer breiter werdende Schicht, die sich aus Angehörigen aller Berufe vom Direktor bis zum Arbeiter zusammensetzt. Und da zeigt es sich, daß der anständig untergebrachte, ernährte und gekleidete Mensch von einem gewissen Augenblick an außerordentlich kritisch und wählerisch zu werden beginnt. Er entwickelt Geschmack, er wird mit wachsender Befriedigung seiner grundlegenden materiellen Ansprüche immer weniger gierig. Statt der Quantität sucht er nun Qualität.

Diese Entwicklung scheint jetzt in den USA nach siebzehn Jahren fast ununterbrochener Wirtschaftsprosperität zu einer Krise in den Beziehungen von Herstellern und Verbrauchern geführt zu haben. Die Fabrikanten haben ihr Publikum unterschätzt. Sie fütterten es mit teuren Geschmacklosigkeiten, sie drängten ihm z. B. immer größere, immer pompösere ›Straßenkreuzer‹ auf, boten ihm immer längere, breitere, teurere ›Superfilme‹ an, überredeten die Käufer dazu, hunderterlei überflüssige mechanische Spielereien zu kaufen, die angeblich zu ihrem Komfort bestimmt waren, in Wahrheit aber zu einer Quelle ständigen Unbehagens und Ärgers wurden. Denn was nützt der viel zu raffinierte Eisschrank, die ›elektronisch gesteuerte‹ Waschmaschine, der ›magisch gelenkte‹ Fernsehapparat, wenn sie fast immerzu ›krank‹, das heißt reparaturbedürftig sind?

Die Amerikaner sind nun aber bekanntlich praktische Leute, die aus Fehlern lernen. So ist aus ihrem Mißvergnügen an der Qualität und Brauchbarkeit vieler Produkte eine außerordentlich erfreuliche Bewegung hervorgegangen, die heute schon Millionen Anhänger hat. Das sind die sogenannten ›consumers organizations‹ (Verbraucherverbände), die in ihren eigenen Laboratorien alle angebotenen Waren in völliger Unvoreingenommenheit prüfen und kritisch beurteilen. Zeitschriften, wie zum Beispiel die monatlich erscheinenden ›Consumers Reports‹, klären dann sowohl das Publikum wie die Fabrikanten ganz objektiv über die Mängel und Vorzüge der angebotenen Erzeugnisse auf. Da werden häufig über die mit viel Reklame und Tamtam angekündigten neue Modelle von Autos, Radioapparaten, Brotröstern, Lebensmittel, Textilwaren, Zigaretten usw. ganz vernichtende Urteile gefällt, während man dafür andere bescheidene und dem Publikum kaum bekannte Erzeugnisse, wenn sie es wirklich wert sind, lobt.

Anfänglich versuchten die Fabrikanten diese Organisationen und ihre ›aufrührerischen‹ Publikationen mit aller Schärfe zu bekämpfen. In letzter Zeit aber haben einige von ihnen eingesehen, daß es vernünftiger ist, auf die Kritik der Verbraucher, soweit sie berechtigt ist, zu hören und ihnen daraufhin Waren zu geben, die weder überteuert noch unsolide sind. Man kann durchaus hoffen, daß allmählich die Mehrzahl der Hersteller diesen ›Stimmen der Opposition‹ aus dem Käuferkreis Beachtung schenken wird.

Probleme des Reichtums

Die Menschheit hat in ihrer bisherigen Geschichte vor allem mit den ›Problemen der Armut‹ zu kämpfen gehabt. Das gilt auch heute noch für 65 Prozent der Erdbevölkerung. Aber einem großen Teil der restlichen 35 Prozent, das sind etwa 700 Millionen Menschen, stellen sich heute schon die ›Probleme des Reichtums‹. Sollen sie ihre Fülle in den Dienst derer stellen, die Mangel leiden? Werden sie den eigenen Komfort und Überfluß verarbeiten können, ohne Schaden zu erleiden? Millionen Amerikaner fragen sich jetzt inmitten dieser seltsamsten aller Krisen, die eben im Grunde nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch seelischer und moralischer Natur ist: »Sind wir zu verwöhnt?« Millionen Europäer werden morgen, Millionen Russen und Chinesen übermorgen ähnliche Fragen stellen. Auch der wachsende Wohlstand schafft Probleme und Zweifel. In ihrem Zeichen könnte das nächste Jahrhundert stehen.

Was sagen Sie dazu?

Robert Jungk fordert auch diesmal, wie nach jedem seiner Artikel, die Leser auf, ihre Ansicht zu schreiben.

Robert Jungks fünfte Frage an die KRISTALL-Leser:

Sind auch wir in Europa zu verwöhnt?

Leserstimmen zur Frage in Heft 6 auf Seite 54



Foto: AP

»Einfache Autos, bitte!« Dieser Hilferuf in der New Yorker Tageszeitung Wall-Street-Journal beweist die Sehnsucht der Amerikaner nach Einfachheit. Kaufmüde stehen sie heute vor den Superkonstruktionen der Wirtschaft.

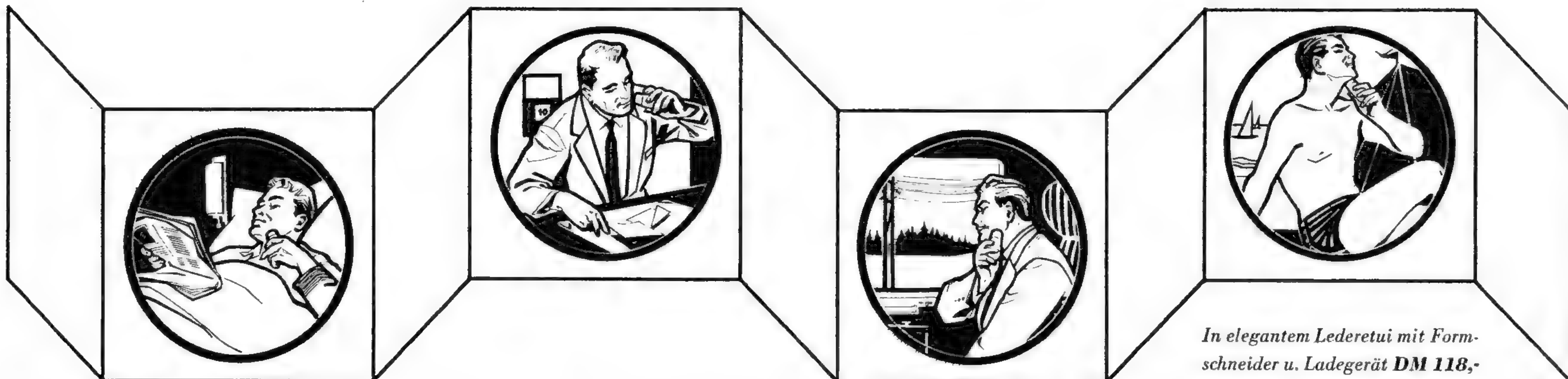


AEG PRÄSIDENT

der unabhängige Trockenrasierer

Endlich ist es soweit: Männer rasieren sich jetzt so: Ohne Pinsel, ohne Wasser, ohne Seife, aber auch ohne Steckdose und Schnur! Denn jetzt gibt es den AEG-PRÄSIDENT, von Männern langerwartet. Vom Geschäftsmann, der sich im Auto rasieren muß; vom Manager, der mit jeder Minute rechnet; vom Sportler, dessen ständiger Begleiter der PRÄSIDENT geworden ist, kurz, von jedem Mann, dem die Unabhängigkeit etwas bedeutet. Der PRÄSIDENT macht unabhängig, denn jetzt können Sie sich rasieren, wann Sie Zeit und Lust haben. Nehmen Sie ihn mit! Stecken Sie ihn in Ihre Aktentasche. Vielleicht können Sie ihn heute nachmittag schon gebrauchen — ein Anruf, ein Blick in den Spiegel, der Ihnen zeigt, daß Sie nicht rasiert sind — ja . . . , hätten Sie den PRÄSIDENT: Ein paar Striche nur über den Bart — und Sie sähen gleich wieder frisch und gepflegt aus. Ein Akku ist Stromquelle des PRÄSIDENT, Sie selbst laden ihn auf nach 8-12 Rasuren. Kein teurer Spaß! Denn mit dem PRÄSIDENT verbrauchen Sie für 1200 Rasuren nur 10 Pfennig Strom. Ihr Händler weiß mehr über den neuesten elektrischen Trockenrasierer der AEG. Fragen Sie ihn noch heute.

Überall und jederzeit mit PRÄSIDENT rasierbereit.



In elegantem Lederetui mit Formschneider u. Ladegerät ***DM 118,-***

Eine Säure-Spritze verwandelt das Erbgut

Professor erzeugte neue Entenrasse — wann ist der Mensch an der Reihe? / VON DR. THEO LÖBSACK

Nicht nur durch die Atombombe, auch durch wissenschaftliche ›Fortschritte‹ kann der Mensch der Zukunft zum Sklaven werden! Über Eingriffe der Wissenschaft in den Menschen selbst berichtet KRISTALL in dieser Serie. Die Psychochirurgie kann den Geist, die Biokontrolle den Charakter des Menschen ›umbauen‹. Durch die neuesten Erkenntnisse der Biologie aber können wir noch mehr: in absehbarer Zeit sogar ganze Generationen durch eine Spritze umwandeln. Das Erbgut des Menschen ist in den Griff der Forscher geraten. Wir selbst, unsere Kinder und Enkel sind in Gefahr.

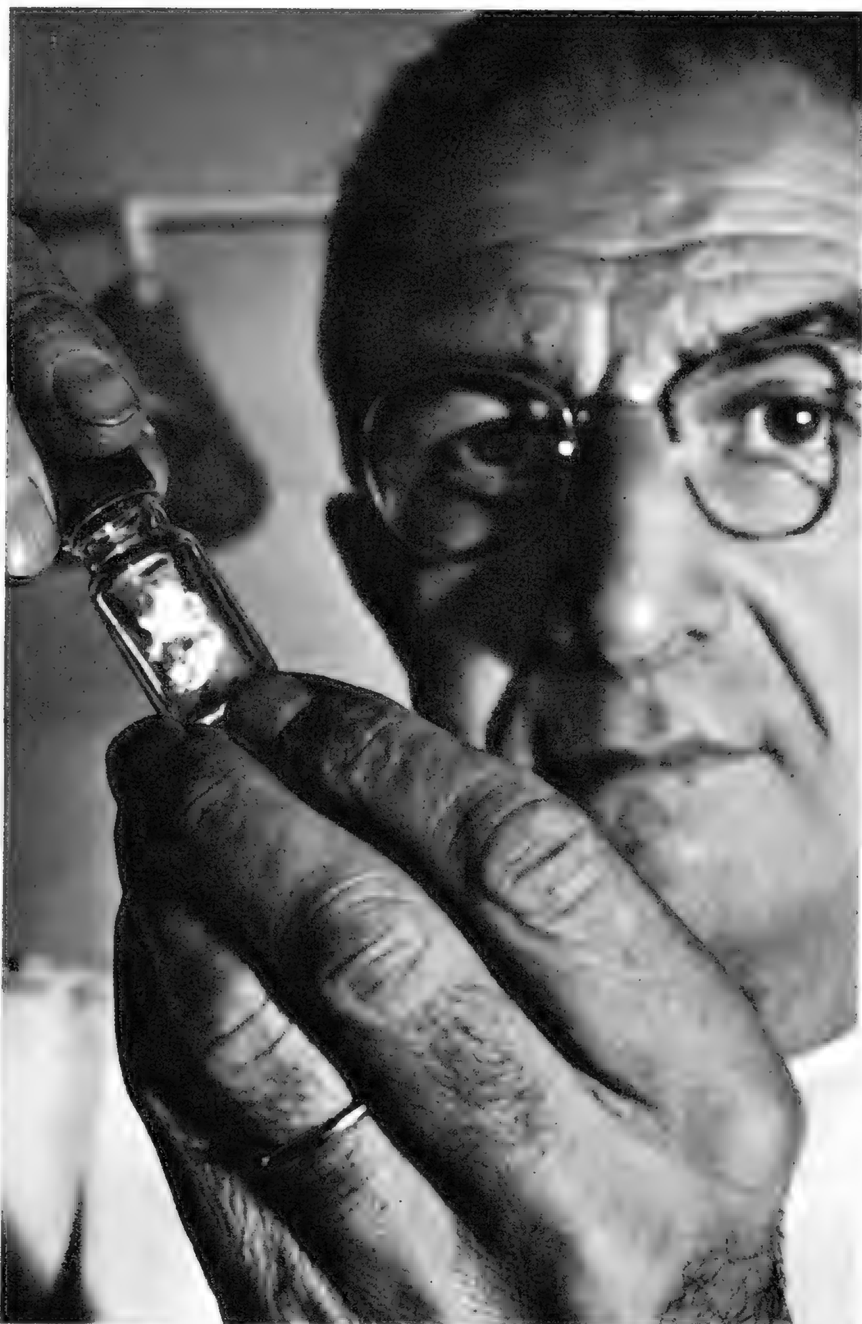


Foto: UP

Mit dem Stoff in dieser kleinen Flasche verwandelte der französische Biologe Professor Jacques Benoit (unser Bild) eine Entenrasse in eine andere.

Als der französische Biologe Jacques Benoit am 28. Juni 1956 seine Injektionsspritze aus der Bauchhaut einer jungen Ente zog und die Einstichstelle mit einem Wattebausch abtupfte, hatte er als erster Forscher in der Geschichte der Erde versucht, die Erbanlagen eines höheren Lebewesens gezielt zu verändern.

Der Versuch verlief aufregend erfolgreich. Und deswegen stellt sich sofort die Frage: Wie lange noch wird es dauern, bis ein Mensch die Stelle der Ente einnimmt? Wann wird der erste Freiwillige vor einem Arzt stehen und erklären: »Ich bin einverstanden, an meinem Leib ein Präparat ausprobieren zu lassen, das meine Erbanlagen umwandelt . . .«?

Ein Präparat, das Erbanlagen umwandelt! Das diesen Menschen also für den weiteren Verlauf seines Lebens zu einem anderen macht, geistig und körperlich, und seine Nachkommen dazu. Das ihn vielleicht in die Lage setzt, den Lebenskampf leichter zu bestehen, oder das ihm, weil der Versuch mißlang, ein unheilbares Erbleiden beschert?

Dem Tierchen auf Benoits Experimentiertisch hatte der Eingriff wenig ausgemacht. Es war schnatternd in seinen Käfig zurückgewatschelt und hatte die Prozedur später mit anderen Stallgenossen sogar noch ein paarmal über sich ergehen lassen. Die weitere Entwicklung der Ente aber stand nun unter dem Einfluß einer bemerkenswerten Substanz. Die Säure, die Benoit in seine Injektionsspritze gefüllt hatte, übte einen unheimlichen Einfluß aus. Es waren kleine Mengen eines Stoffes, den die Biologen das ›Atom der belebten Welt‹ nennen. Eingeweihten ist er unter der Bezeichnung ›Desoxyribonucleinsäure‹ (DNS) bekannt. Mit dieser Säure hat es eine sonderbare Bewandtnis. Noch bevor Benoit seine Spritze ansetzte, war der Biologie mit der Entdeckung dieses Stoffes ein Einbruch in das Dunkel eines bisher nur erahnten Lebensrätsels gelungen. Man hatte in der DNS nichts Geringeres entdeckt als die wichtigsten Bestandteile der Erbanlagen eines Lebewesens, der ›Gene‹. Man konnte nun endlich sagen, was eigentlich dafür verantwortlich war, daß ein Kind glattes oder krauses Haar bekam, daß es dick wurde oder schlank blieb, daß es musikalisch war, duldsam oder ein Hitzkopf: Es ist das Werk jener erstaunlichen Säure! Sie ist es, die im Verein mit den Umwelt-Einflüssen ein Lebewesen formt. Je nach dem chemischen Aufbau der DNS — sie ist sehr wandelbar — lenkt die Säure auf komplizierten chemisch - physikalischen Wegen die Ausbildung der körperlichen und geistigen Merkmale. Man kann sogar sagen, daß jeder Organismus seine nur ihm eigene DNS besitzt. Sie prägt ihn, ihr verdankt er seine Individualität. Die allgewaltige DNS stellt sozusagen den innersten Steuerungsmechanismus des Lebens dar.

Auch der Ort, wo wir die DNS im Körper zu suchen haben, ist den Biologen bekannt. Es sind die ›Chromosomen‹ im Innern der Milliarden Zellen, aus denen sich unser Körper zusammensetzt. Dort liegen die Erbanlagen aufgereiht wie Perlen auf einer Schnur, und sie bestehen aus DNS. Freilich sind wir noch weit davon entfernt, den Aufbau dieser Gen-Moleküle in allen Einzelheiten zu kennen. Wir haben sozusagen erst wenige Bausteine einer gewaltigen Kathedrale untersucht, die solch ein Molekül darstellt. Aber wir wissen schon, daß diese Riesenmoleküle die Form vielfach gewundener Wendeltreppen besitzen, Wendeltreppen, deren Windungen wieder und wieder auf die komplizierteste Weise in sich ›verwunden‹ sind. Wir wissen zwar, daß diese Gene wie die Ingenieure in einer gigantischen Fließbandfabrik die entscheidenden Anordnungen im Getriebe des Stoffwechsels und aller übrigen Körperfunktionen treffen und damit die Entwicklung eines Lebewesens lenken, aber es will uns nach dem heutigen Stand der Dinge fast hoffnungslos erscheinen, sie jemals in der Retorte künstlich zu erzeugen.

Doch zurück zu unserer Ente. Die Frage, die Professor Benoit mit seinem Experiment beantworten wollte, hieß: Sollte es nicht möglich sein, die DNS des Versuchstieres mit Hilfe einer rassefremden DNS umzuwandeln? Und würde vielleicht — wenn dies gelang — das umgewan-

Fortsetzung Seite 16

Im Kielwasser der ASTOR-Flotte

Jamaika — Trauminsel im Karibischen Meer. Im Passatwind unter Palmen, am weißen Korallenstrand ruhte Columbus nach abenteuerlicher Fahrt. Auch die großen Segelschiffe des Reeders Johann Jakob ASTOR ankerten einst hier im königlich britischen Port Royal . . . Internationale Gesellschaftskreise schätzen seit langem den Winteraufenthalt in Montago Bay, die Strandbars und Segelregatten, Polo, Golf, die Jagd auf Tiefseefische. Von weither kommen die Fahrtenyachten, kreuzen draußen und entsenden Tender durch die Brandung, mit Frauen im großen Abendkleid, Männern im festlichen Schwarz=Weiß: man begibt sich zur Abend=party in „Sunset Lodge", zum Calypso im Mondschein am Meer . . .



Eine Säure-Spritze verwandelt das Erbgut

Fortsetzung von Seite 14

delte Erbgut der jungen Ente eine ganz andere Entwicklung aufzwingen, als es ihrer Rasse entsprach?

Benoit besorgte sich also zunächst DNS einer anderen Entenrasse. Dann führte er den Versuch durch, und was er zu hoffen gewagt hatte, trat ein. Die junge Ente entwickelte sich nach den Injektionen nicht zu einer Vertreterin ihrer Stammrasse, sondern zu einem völlig anders gearteten Tier. Nicht einmal den Enten, die die DNS gespendet hatten, ähnelte sie! Ihr Schnabel war anders geformt, Kopfform und Rükkenlinie zeigten Abweichungen, außerdem fiel ihr ruhiges, fast phlegmatisches Wesen auf. Und das war das Wichtigste: Die Nachkommen der veränderten Ente fielen nicht in das Aussehen ihrer Stammrasse zurück! Die neuen Merkmale entpuppten sich nicht als nur vorübergehende ›Variationen‹, sondern als echte erbliche Änderungen, als ›Mutation‹, wie der Biologe sagt.

Die ungeheure Bedeutung dieser Tatsache liegt darin, daß mit der erfolgreichen Auslösung einer Erbänderung bei einem Wirbeltier wie der Ente auch der Weg für eine Änderung der menschlichen Erbanlagen frei zu sein scheint. Denn es ist kein Geheimnis, daß alle Organismen der Erde, seien es Bakterien, Pflanzen, Tiere oder Menschen, im Bau und in der Funktion ihrer Erbanlagen einander außerordentlich ähnlich sind. Nach allen Erfahrungen, die wir bisher mit der menschlichen Neugier gemacht haben, wird es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis sich der erste Mensch für eine derartige Injektion hergibt.

Dabei braucht es keineswegs die Neugier allein zu sein, die einen Menschen bewegen mag, Hand an sein Erbgut legen zu lassen. Bei einiger Phantasie könnte man sich denken, menschliche DNS von hervorragenden Persönlichkeiten zu verwenden, die den Empfänger (vielleicht) mit einigen der begehrten Eigenschaften des Spenders ausstattet. Möglicherweise gelingt es auf diese Weise, schlummernde Talente zu aktivieren oder nicht vorhandene hervorzurufen. Es wäre sogar denkbar, diese Behandlungsweise so weit beherrschen zu lernen, daß in ihrer Anwendung kein größeres Risiko mehr liegt als etwa in der Impfung gegen die Kinderlähmung. Das wäre die Geburtsstunde der genetischen Medizin, die selbst den Erbkrankheiten zu Leibe rücken könnte.

Aber die Sache hat zwei Seiten. Da ist einmal die chemisch außerordentlich kompliziert gebaute DNS selbst. Um diese Säure ›gezielt‹ zu verändern, muß man zunächst wissen, wie der Eingriff aussehen muß, der diese oder jene körperliche oder geistige Änderung auslösen soll. Das allein wird ungeheure Schwierigkeiten bereiten. Sollen wir inzwischen aber Experimente mit zweifelhaftem Ausgang durchführen? Wer gibt uns das Recht dazu? Handelt es sich bei unserem Erbgut nicht um das Wertvollste und Heiligste unseres Menschseins? Laden wir uns mit einer solchen Erbänderung nicht eine ungeheure Verantwortung gegenüber künftigen Generationen auf? Denn was wir vielleicht einmal mit einer Spritze verändern, das wird unwiderruflich auf unsere Nachkommen übertragen, ob gute oder böse Eigenschaft. Darüber dürfen wir uns nicht hinwegtäuschen.

Eine ›wissenschaftliche Großtat‹?

Und weiter: Wer garantiert, daß das Geheimnis einer gezielten Erbumwandlung — wenn es beim Menschen einmal entdeckt ist — in verantwortungsbewußten Händen bleibt? Wird es nicht als Werkzeug der Machtpolitik mißbraucht werden? Wird man uns Scharen kaltblütiger Diktatoren bescheren oder Heere seelenloser technischer Spezialisten, die für die Eroberungspolitik ihrer Erzeuger schreckliche Vernichtungspläne ersinnen? Wie schwerwiegend Benoits Experiment unter diesem Gesichtspunkt ist, geht vielleicht am besten aus einer Äußerung des bekannten französischen Biologen Jean Rostand hervor. Er nannte die künstliche Erzeugung einer neuen Entenrasse eine wissenschaftliche Großtat.

Nehmen wir aber einmal an, das Geheimnis der menschlichen Erbumwandlung bliebe in verantwortungsbewußten Händen — eine vage Hoffnung, doch immerhin eine Hoffnung. Müssen diesen Verantwortlichen dann unter allen Umständen die Hände gebunden sein? Müssen sie der Forderung ›Hände weg vom Menschen!‹ bedingungslos nachkommen oder wären Fälle denkbar, die zu einer genetischen Behandlung des Menschen raten, ja zwingen?

Denken wir in diesem Zusammenhang einmal an die zunehmende Strahlengefährdung des Menschen auf der Erde, dann erscheint uns die französische Entdeckung in einem neuen unheimlichen Lichte.

Mit jeder neuen Atomexplosion, durch Unglücke in Atomreaktoren und als Folge der unkontrollierten, leichtfertigen Verwendung der Radioaktivität auf den verschiedensten Gebieten des Lebens wächst die Gefahr einer Strahlenverseuchung.

Eine schleichende, unsichtbare und daher um so gefährlichere Wirkung der Strahlung liegt darin, daß sie in den menschlichen Keimzellen Erbänderungen auslösen kann, ziellose Mutationen, die sich in 98 Prozent aller Fälle bei den Nachkommen nachteilig auf die Lebenstüchtigkeit auswirken. Die Strahlen verhalten sich wie kleine Geschosse. Sie schlagen in das chemische Gefüge der Erbanlagen ein und rufen dort Veränderungen hervor.

Die Lebewesen auf der Erde sind zwar seit je ähnlich wirksamen Strahlungen ausgesetzt, darunter den kosmischen Höhenstrahlen und radioaktiven Strahlen aus dem Boden. Diese Strahlen waren es letzten Endes, die im Verein mit einer Reihe chemischer Einflüsse immer wieder Mutationen im Erbgefüge der Organismen hervorriefen. So entstanden immer wieder Formen mit neuen Eigenschaften, die sich unter den Bedingungen der jeweiligen Umwelt besser oder schlechter im Lebenskampf bewährten. Im ›Kampf ums Dasein‹, in der Auseinandersetzung mit der sich wandelnden Umwelt, wurden die besser angepaßten Lebewesen erhalten und gelangten bevorzugt zur Fortpflanzung; die anderen Lebewesen aber, mit ihren nachteiligen Eigenschaften, starben aus. Das Maß der natürlichen Strahlung, von der eben die Rede war, dieser ›natürliche Strahlenpegel‹, hat über die Jahrmilliarden dafür gesorgt, all jene Tier- und Pflanzenarten hervorzubringen, die uns heute in den verschiedenen Lebensräumen der Natur begegnen. Diese Erkenntnis ist wichtig, wenn wir verstehen wollen, was der Mensch mit der künstlichen Radioaktivität in der Natur anrichtet. Denn die künstliche Radioaktivität erhöht auf eine noch immer unkontrollierte Weise den natürlichen Strahlenpegel. Die Folgen liegen auf der Hand. Es werden sich zwangsläufig die Mutationen mehren und mit ihnen die nachteiligen Eigenschaften unter den Organismen. Wir werden also mit einer erhöhten Zahl erblich geschädigter Lebewesen rechnen müssen, so lange die zusätzliche Strahlenbelastung anhält und die Erde in ein gewaltiges genetisches Labor verwandelt, in dem alle Organismen zu Versuchskaninchen geworden sind.

Für den Menschen liegt die Gefahr vor allem darin, daß die Erbschäden in den meisten Fällen nicht gleich sichtbar zutage treten, sondern erst nach mehreren Generationen auftauchen, zum Beispiel in Gestalt erhöhter Anfälligkeit gegenüber Infektionskrankheiten, allgemeiner Lebensschwäche oder schwerer Erbleiden körperlicher oder geistiger Art. Die Tatsache, daß wir heute noch keine genetischen Folgen der künstlichen Radioaktivität feststellen, ist also kein Beweis für deren Harmlosigkeit. Irgendwann später müssen diese Schäden nach den Erbgesetzen einmal auftreten, unerbittlich und unabwendbar. Und da sie mit den Mitteln der heutigen Medizin nicht rückgängig gemacht werden können und nicht heilbar sind, übertragen die Betroffenen ihre schädlichen Gene immer wieder auf ihre Nachkommen. Diese werden die Staatskassen belasten, die Krankenhäuser bevölkern und sich selbst wie ihren Mitmenschen unsägliche Sorgen und unsägliches Leid bereiten.

Damit erhebt sich die Frage: Werden wir gezielte Mutationen vielleicht einst brauchen, um genetische Strahlenschäden zu reparieren?

›Verbesserte Menschen‹ der Zukunft

Ein weiterer Umstand macht die Gefährdung unseres Erbguts noch bedrohlicher. Wir heutigen Menschen führen im Grunde ein Leben, das — biologisch betrachtet und abgesehen von der ständigen Kriegsdrohung — ein Dasein ohne großes Risiko ist. Die Fortschritte der Heilkunst lassen uns Krankheiten überstehen, die in früheren Zeiten für gewöhnlich Todesurteile waren. Denken wir nur an die Tuberkulose, die Diphtherie, den Keuchhusten. In unserer zivilisierten Gesellschaft sind angeborene Taubheit, Blindheit, ja selbst schwerwiegende Erbleiden wie Hand- und Fußlosigkeit keine lebensgefährdenden Gebrechen. Ihre Träger werden ohne weiteres am Leben erhalten. Sie können sich gegebenenfalls fortpflanzen und damit ihre Erbanlagen neuen Generationen weitergeben.

Aber nicht nur einst Todgeweihte, auch ungezählte kränkliche Menschen, die ihre Schwächen einer erblichen Veranlagung verdanken, haben heute dank der Antibiotika, des Insulins, hochgezüchteter Operationshilfen wie künstlicher Herzen, künstlicher Nieren die Aussicht, zu überleben und viele Kinder zu haben. Kommt die erbliche Belastung als Folge der Strahlenverseuchung hinzu, so kann man sich ausrechnen, vor welchen sozialen Problemen künftige Staaten stehen werden.

Unter dem Eindruck dieser Entwicklung drängt sich doch die Frage auf: Wird der Mensch dem tatenlos zusehen dürfen? Wird er es hinnehmen können, daß seine Art eines Tages zu kränkeln beginnt, daß sie anfälliger, hinfälliger wird? Wird er

Fortsetzung Seite 18



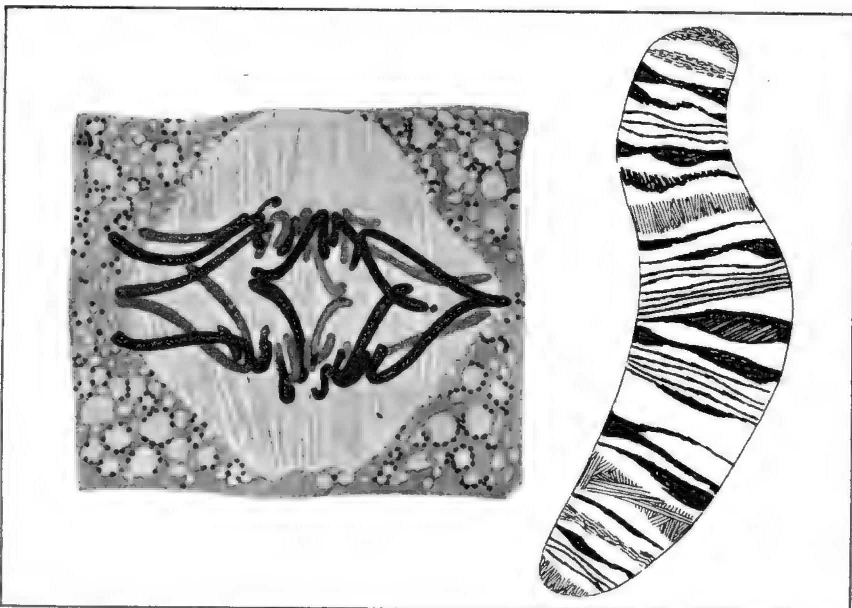
Foto: dpa

Jean Rostand, einer der großen Theoretiker der Biologie, sagt seit langem eine künstliche Veränderung der Menschen voraus. Er fürchtet sie nicht.



Foto: AP

Noch weiter als Rostand geht Nobelpreisträger Muller. Die Zukunft kann er sich ohne eine Veränderung des menschlichen Erbguts nicht vorstellen.



Zeichnungen: Einicke

Träger der Erbanlagen sind die ›Chromosomen‹. Jedes Lebewesen ist aus winzigen Zellen aufgebaut, die als wichtigsten Bestandteil einen Zellkern mit der Erbmasse enthalten. Kurz vor jeder Zellteilung bilden sich aus dem Zellkern fadenförmige Gebilde, auf denen die Gene, die Erbanlagen, wie Perlen auf einer Kette angeordnet sind: die Chromosomen. Bei der Teilung spalten sie sich längs. Aus den Hälften entstehen zwei ›Tochterkerne‹ mit gleicher Erbmasse. Unsere Zeichnung links zeigt die Chromosomen kurz nach der Teilung. Rechts: schematische Zeichnung eines einzelnen Chromosoms.

Eine Säure-Spritze verwandelt das Erbgut

Fortsetzung von Seite 16

nicht das Mittel der gezielten Mutation, den Eingriff in sein eigenes Erbgefüge als einzig mögliche Therapie anwenden müssen?

Hier freilich tun sich ungeheure Probleme auf. Denn wer soll die Frage entscheiden, wo nun die Grenzen liegen, wann das kategorische ›Nein!‹ das ›Hände weg vom Menschen!‹ vielleicht einem vorsichtigen verantwortungsbewußten ›Ja‹ weichen soll?

Nach einer einfachen Rechnung werden sich die heute auf dieser Welt lebenden 2,7 Milliarden Menschen bis zum Jahre 2000 auf etwa 5 bis 7 Milliarden vermehrt haben. Mag das Problem, all diese Menschen ausreichend zu ernähren, mit Hilfe der modernen Technik, intensivster Agrikultur, Nutzung der Meeresgüter und synthetischer Nahrung auch gelöst, mag selbst ihre Unterbringung noch bewältigt werden, so bleibt doch unweigerlich das Problem des Miteinanderlebens so vieler einzelner Individuen.

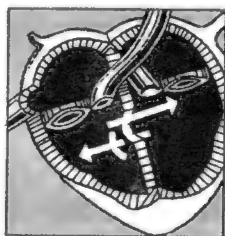
Nehmen wir zu unseren Gunsten an, daß wir — von der Vernichtungskraft der Kernwaffen abgeschreckt — künftig friedlicher miteinander auskommen, und daß auch von seiten der modernen Medizin einer rapiden Menschenvermehrung auf unserem Planeten nichts im Wege steht, so erhebt sich die Frage: Werden so viele Menschen mit all ihren kleinen und großen Schwächen sich nicht an den ständigen Ärgernissen ihres Alltags aufreiben und frühzeitig ihre Nerven verschleißen? Wird dieses Leben nicht von jedem einzelnen Erdenbürger ein gerüttelt Maß an Beherrschung, an Willenskraft, Duldsamkeit und Nächstenliebe erfordern?

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß diejenigen Menschen den Lebenskampf am besten bestehen werden, die charakterlich auf das beste ausgerüstet sind. Diese Überlegung hat den amerikanischen Nobelpreisträger Professor Muller kürzlich wohl dazu geführt, zu erklären: »Es wird für die kommende Menschheit zur sozialen Verpflichtung werden, nur noch solche Menschenwesen in die Welt zu setzen, die von Natur aus so gut wie möglich ausgestattet sind, nicht solche, die einfach nur die Eigenarten und Schwächen ihrer Eltern widerspiegeln.« — Also immer wieder erhebt sich die Frage: Wer wird bestimmen, wann und in welchem Maße ›Verbesserungen‹ am Menschen durchgeführt werden sollen? Wie läßt sich eine einzige, vielleicht noch so notwendige ›Verbesserung‹, die aber ausgerechnet derjenige, der ›verbessert‹ werden soll, nicht einsieht, mit der Freiheit des Menschen in Einklang bringen?

Wir sind in der glücklichen Lage zu wissen, wie das Erbgefüge eines Lebewesens im Prinzip funktioniert, und wir kennen die Gefahren, die unsere Zivilisation für dieses Wertvollste, das wir besitzen, heraufbeschworen hat. Wir werden uns zu entscheiden haben, was unter dem Damoklesschwert einer drohenden Degeneration geschehen muß, aber wir werden auch festsetzen müssen, was nie geschehen darf. Denn das Menschliche am Menschen, unsere Gefühle für Sitte und Moral, unsere Ethik, das, was uns vom Tier unterscheidet, sollte uns über allem stehen. Es durch unkontrollierte, wilde Experimente anzutasten, Experimente, deren Ausgang zweifelhaft ist, hieße den Menschen opfern. Es gibt aber keine Situation, die so bedrohlich ist, daß man, um ihr zu begegnen, den Menschen als Menschen opfern dürfte.

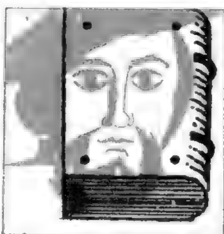
Im nächsten Heft: Hormontabletten zur Geburtenbeschränkung. Kinder nach Maß und Wunsch?

Wir notieren



Radioaktives Gas entdeckt Löcher in der Herzkammer-Trennwand. Mit einem radioaktiven Gas können jetzt Löcher in der Wand, welche die rechte von der linken Herzkammer trennt, festgestellt werden. Dieses Gas, Krypton 85, wird einige Sekunden lang eingeatmet und gelangt über die Lunge in den Blutkreislauf. Durch Vergleich der Radioaktivität von Blutproben, die kurz nach dem Einatmen des Gases an verschiedenen Stellen des Blutkreislaufes genommen werden, kann man erkennen, ob die Herzkammer-Trennwand undicht ist.

Beim gesunden Herzen wird das in der Lunge mit Sauerstoff versehene Blut von der linken Herzkammer aus in den Körper gepumpt. Mit Kohlensäure beladen kehrt es in die rechte Herzkammer zurück und wird von dort wieder zur Lunge geleitet. Ist die Herzkammer-Trennwand undicht, so gelangt ein Teil des sauerstoffhaltigen Blutes gleich wieder zur Lunge. Ein gefährlicher Abfall des Blutdrucks ist die Folge. Das jetzt entwickelte Diagnose-Verfahren hat große Bedeutung, da sich dieser meist angeborene Herzfehler heute operativ beheben läßt. Dr. Richard Sanders, der das Krypton-Verfahren entwickelte, wählte dieses Gas, weil es als sogenanntes Edelgas keine chemischen Verbindungen eingeht. Die Radioaktivität des Gases ist gering. Bei der kurzen Einwirkungszeit sind keine Schäden zu befürchten.

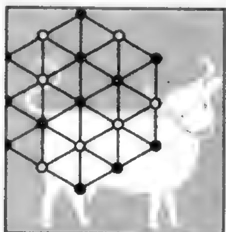


Handelsgeschichte in Buchdeckeln. Altpapier, das vor 400 Jahren zu Buchdeckeln verarbeitet worden ist, wurde eine ergiebige Fundgrube zur Geschichte des berühmten Augsburger Handelsgeschlechts der Welser. Zu den Unterlagen, die Professor Freiherr von Pölnitz jetzt in der Bibliothek der früheren Universitätsstadt Dillingen an der Donau in alten Buchdeckeln fand, gehört eine Karte von Südamerika, die Bartholomäus Welser V. als Grundlage zur Eroberung weiter Gebiete Südamerikas diente, und der Beleg dafür, daß Kaiser Karl V. von den Welsern ein Darlehen von 750 000 Gulden erhielt.

Die Welser waren von 1519 bis 1551 die bedeutendste Handels- und Reedereifirma ihrer Zeit. Über die politische und kulturgeschichtliche Rolle der Welser wußte man bisher jedoch viel weniger als bei dem anderen berühmten Augsburger Handelsgeschlecht, den Fuggern. Professor von Pölnitz, der sich seit 1936 mit der Erforschung der oberdeutschen Handelsgeschichte beschäftigt, war bei seinen Studien zufällig auf einen Buchdeckel gestoßen, der eine päpstliche Urkunde enthielt, und hatte dann begonnen, systematisch alte Buchdeckel zu untersuchen.

Neuer Gebirgsrücken im Nordpolarmeer. Von einer ›treibenden Station‹ aus, die auf einer Eisscholle errichtet wurde, entdeckten amerikanische Forscher einen weiteren untermeerischen Gebirgsrücken im Nordpolarmeer, der sich von 3300 Meter Tiefe bis 1600 Meter unter dem Meeresspiegel erhebt.

Bis vor zwei Jahren wurde das Nordpolarmeer als gleichmäßig tiefes Meeresbecken angesehen. Damals gab die Sowjetische Akademie der Wissenschaften die Entdeckung eines 2000 Kilometer langen, unter dem Meeresspiegel liegenden Gebirgszuges bekannt, der sich zwischen Grönland und den Neusibirischen Inseln über den Nordpol zieht. Ob der jetzt von den Amerikanern entdeckte Gebirgszug eine ähnlich große Ausdehnung hat, läßt sich erst durch weitere Überquerungen feststellen.



Kristallgerüst der Butter wird erforscht. Verschiedene Butterarten unterscheiden sich in ihrer Kristallstruktur. Diese Feststellung wurde jetzt in der Bundesforschungsanstalt für Milchwirtschaft in Kiel gemacht. Die Untersuchung erfolgte durch Röntgenstrahlen. Die beteiligten Forscher hoffen, durch Studium des Feinbaues der Butter zu verbesserten Methoden der Butter-Herstellung zu gelangen, vor allem ihr eine den Jahreszeiten angepaßte Festigkeit geben zu können.

Die Butterkristalle bestehen aus verschiedenen Fettarten. Da sie weniger als ein tausendstel Millimeter groß sind und in Schichten flüssiger Öle eingebettet liegen, erscheint die Butter als einheitlich weiche Masse.

Zeichnungen: Einicke



Zeichnung: Michelle Bory

Dieser Pilz, Dornenkrone genannt, gehört zur Giftpilzfamilie der Psilocyben. Er wurde erst 1955 entdeckt.

Magische Träume durch – Pilze

Bericht über einen Rauschgiftkult in Mexiko / Von GORDON WASSON

Mit Exklusivfotos von Allan Richardson

Einem amerikanischen Bankdirektor gelang es als erstem Fremden, an dem Ritual des geheimgehaltenen mexikanischen Pilzkults teilzunehmen. Er schildert hier für KRISTALL seine rauschhaften Visionen und das Orakel der Gläubigen

Ein siebzehnjähriger Eingeborener auf dem Höhepunkt des Rausches. Die Priesterin beugt sich über ihn. Im Vordergrund schläft völlig unbeteiligt ihr sechsjähriger Sohn.

Der Verfasser unseres Berichts, Gordon Wasson, erhält aus der Hand der ›Priesterin‹ sechs Paar Pilze, die im Rauch des offenen Feuers geröstet wurden. Die Magierin, länger an das Rauschgift gewöhnt, verzehrt dreizehn Paar.

Ich bin ein Bankmensch, der in seinem Beruf leidlich Erfolg gehabt hat. In meiner Freizeit beschäftigte ich mich mit Pilzen. Dreißig Jahre meines Lebens habe ich darauf verwandt, hinter das Geheimnis der heiligen Pilze zu kommen, die die Eingeborenen in Mexiko verzehren, um in einen beglückenden Rausch zu verfallen. Und ich bin der erste Fremde, dem es gelang, an einer Pilz-Zeremonie teilzunehmen.

Mit meinem Freunde, dem Fotografen Allan Richardson, befand ich mich etwa 2000 m hoch in den südlichen Bergen von Mexiko. In einem abgelegenen Dorf fand ich Kontakt zu dem jugendlichen Bürgermeister, der fließend Spanisch sprach und über die angenehmsten Umgangsformen verfügte. Ich setzte alles auf eine Karte und fragte mit leiser Stimme, ob er mir den Zugang zu der heiligen Pilz-Zeremonie vermitteln könne.

Ich hatte Glück. Er lud mich in sein eigenes Haus. Aus meinen Vorarbeiten wußte ich, was hier aus medizinisch-pharmakologischer Sicht zu erwarten war. Seit über zweitausend Jahren berauschen sich die Mexikaner an Pilzgiften. Erst unsere heutigen Chemiker haben herausgefunden, daß es sich dabei um verschiedenartige Giftstoffe handelt:

1. Atropinähnliche Alkaloide bewirken eine seelische Erregung und das Gefühl großer Stärke, die der Vergiftete zu zeigen und zu beweisen wünscht.

2. Das Muskarin verlangsamt den Herzschlag und erweitert die Pupillen.

Der den eigentlichen Rausch hervorrufende Stoff, nach dessen Genuß die Betreffenden empfindlich gegen jede Berührung und zuletzt betäubt sind, ist heute noch unbekannt. Daß es sich um Mescalin handeln könnte, ein Rauschgift, das aus den Spitzen einer Kakteenart gewonnen wird, ist denkbar, jedoch noch keineswegs erwiesen. Beim Mescalinrausch, den Aldous Huxley 1954 in seinem Buche ›Die Pforten der Wahrnehmung‹ beschrieb, hat der Vergiftete farbige Visionen von großer Schönheit; das Zeitgefühl, ständige Mahnung an unsere Sterblichkeit, ist ausgelöscht.

Das alles war mir bekannt. Neu und erregend war und blieb jedoch die Tatsache, daß mein Fotograf und ich die ersten Nicht-Mexikaner sein sollten, die im Kreise der eingeweihten Eingeborenen an der Rausch-Zeremonie teilnehmen sollten.

Die etwa zwanzig Menschen in ihren Feierkleidern, die den kleinen, unterirdischen Raum im Hause des Bürgermeisters füllten, gaben uns durch ihr Verhalten zu verstehen, daß sie uns als zugehörig betrachteten. Wir hatten auch nicht versäumt, der Priesterin am Nachmittag unseren Besuch zu machen und um Zutritt zu ihrer Zeremonie zu bitten.

In den ersten zwei Stunden wurde Schokolade gereicht, die man zumeist stumm trank. Die Pilze, die Allan und ich in einer Talschlucht des Gebirges gesammelt hatten, lagen in einer Schale.

Gegen 22 Uhr begann die Señora, wie die Priesterin, eine in mittleren Jahren stehende Frau mit durchgeistigtem Gesicht, genannt wurde, die Pilze zu reinigen. Dann hielt sie sie in den Rauch des Reisigfeuers, das auf dem Boden brannte. Dabei saß sie auf einer Matte vor einem schlichten Altarbild, auf dem das Christuskind und die Taufe Christi durch Johannes den Täufer dargestellt war.

Dann wurden die Pilze zugeteilt. Allan und ich erhielten je sechs Paar; die Señora, an die Droge gewöhnt, nahm dreizehn Paar.

Schweigend kauten wir etwa eine halbe Stunde lang. Es schmeckte bitter, und die Pilze verbreiteten einen ranzigen Geruch.

Gegen Mitternacht löschte die Priesterin mit einer Blume die letzte noch brennende Kerze. Es war stockdunkel um uns.

Allan fror und hüllte sich eng in seine Jacke. Etwas später flüsterte er mir zu:

»Gordon — ich sehe etwas!«

Die Visionen begannen. Sie erreichten ihren Höhepunkt gegen zwei Uhr und dauerten bis vier Uhr morgens.

Ob wir die Augen offenhielten oder geschlossen — immer sahen wir traumhafte Bilder: in lebhaften Farben, schön und harmonisch. Anfangs erinnerten sie mich an Motive aus der bildenden Kunst, an bewegte Wandfriese. Später sah ich Paläste mit mächtigen Höfen, Arkaden und

Fortsetzung Seite 33



Hier befindet sich die ›Priesterin‹ selbst auf dem Gipfel ihrer Halluzinationen. Sie klatscht in die Hände und spricht dunkle Worte, die den Anwesenden als Orakel gelten. Nie vorher war es möglich, diese Zeremonie im Bild festzuhalten.

Heeresgruppe Afrika meldet sich ab

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten

25 Monate dauerte der deutsche Feldzug in Nordafrika. 25 glutheiße Monate. Ende März 1941 war das Deutsche Afrikakorps aus den Sanddünen bei Agedabia aufgebrochen. Im Herbst 1942 stand Rommel vor Kairo. Aber bei Alamein wandte sich das Kriegsglück. Das heißt, eigentlich war es keine Frage von Glück: Der ungenügende Nachschub über das Mittelmeer war schuld daran, daß der deutsche Sturm zum Nil scheiterte. Das Afrikakorps mußte weichen. Immer bedrängt von Montgomerys 8. Armee, fochten sich die Wüstenfüchse in einem der längsten Rückzüge der Kriegsgeschichte bis nach Tunesien. Hier hielt die 5. Panzerarmee des Generalobersten von Arnim durch kühne Abwehrkämpfe gegen Eisenhowers Invasionstruppen die Rückzugsstraße für Rommel offen.



Foto: Brit. War Museum

Stacheldraht, Wind und Sand erwarteten die Soldaten der Heeresgruppe Afrika nach der Kapitulation. Viele versuchten, diesem Schicksal durch die Flucht zu entgehen. Viele sind dabei gefallen. Manche erlangten auf abenteuerlichen Wegen die Freiheit. Einige aber wurden bis Kriegsende von Arabern verborgen gehalten.

Der Chef der 8. Batterie im Panzerartillerieregiment 90, Oberleutnant Udo Balser, schrieb am 3. Februar auf seinem Gefechtsstand in Tunesien in sein Tagebuch: »Stalingrad gefallen. Wir hören die Sondermeldung. Es ist unfaßbar. Mein Bruder Harald ist dabei. Ob er noch lebt? Seit Wochen keine Post von ihm. Und wie wird es hier enden?«

Zwei Tage später fuhr Generalleutnant Fischer, der Kommandeur der 10. Panzerdivision, zu der das Panzerartillerieregiment 90 gehörte, bei einer Erkundung auf eine italienische Mine. Während die italienischen Teufelsdinger für gewöhnlich nicht losgingen, wenn sie losgehen sollten, verrichtete diese ein entsetzliches Werk. Fischer wurden beide Beine und ein Arm abgerissen. Der General verlangte ein Notizbuch und begann, eine Zeile an seine Frau zu schreiben. Aber der Tod ließ ihm keine Zeit, den Gruß zu vollenden. Mitten drin brach das ›Lebewohl‹ ab.

Mit General Fischer wurde der Ia der Division, Oberstleutnant Bürker, schwer verletzt; der Ordonnanzoffizier und der Fahrer waren gleich tot. Oberstleutnant Bürker war ein Schwiegersohn des Feldmarschalls von Blomberg. Binnen kurzer Zeit war das der dritte Schicksalsschlag für Hitlers ehemaligen Kriegsminister: Ein Sohn, der Major von Blomberg, war als Kommandeur der Panzerabteilung 190 oben bei Mateur gefallen. Der zweite Sohn fand als Flieger bei einem Einsatz über Syrien den Tod. Als ich den Feldmarschall später im Gefangenenlager traf, sagte der von Hitler so schwer gekränkte und treulos behandelte Mann: »Wenn ich dem Vaterland eine Schuld abzutragen habe, dann haben sie meine Söhne bezahlt.« Er bezahlte auch selbst; denn im Nürnberger ›Kriegsverbrechergefängnis‹ starb er einen einsamen Tod.

Durch die italienische Mine, die General Fischer und seinen Stab in die Luft sprengte, wurde noch ein anderer Mann ins Licht der Kriegsgeschichte gerückt, dessen Name 18 Monate später in aller Munde sein sollte: Der Oberstleutnant i. G. Graf Stauffenberg wurde Ia der 10. PD,

Fortsetzung Seite 24

Gute Freunde — RETINA und KODACHROME

Unvergeßliche Bilder verlangen den richtigen Film und eine vollkommene Camera: KODACHROME und RETINA

RETINA IIC, die elegante, verschließbare Kleinbildcamera | Objektiv f: 2,8/50 und Synchro-Compur-Verschluß bis zur $^{1}/_{500}$ Sek. | Wechseloptik | Großbild-Meßsucher für verschiedene Brennweiten





Das schätzt man am
KODACHROME-Farbfilm:
Farbecht wie die Wirklichkeit
Ein Bild so gut wie das andere
Projektionsfertig gerahmte Diapositive ohne Mehrkosten
Farbige Vergrößerungen direkt vom Dia
36er Patrone DM 21.-
20er Patrone DM 13.95



RETINETTE I	DM 138.-
RETINETTE II	DM 177.-
RETINETTE II B	DM 228.-
RETINA I B	DM 258.-
RETINA II C	DM 327.-
RETINA III C	DM 447.-
RETINA REFLEX	DM 588.-

Fragen Sie Ihren Photohändler nach der RETINA
KODAK AG. STUTTGART-WANGEN

Kodak

Fortsetzung von Seite 22



Foto: Haut

In seinem Befehlswagen: Generalleutnant Fischer, der Kommandeur der 10. Panzerdivision. Schwierige Erkundungen führte er immer selber. Dabei fuhr er Anfang Februar auf eine italienische Mine und wurde getötet.



Foto: Balser

Wer am Faid-Paß saß, beherrschte den Weg aus dem Gebirge in die tunesische Küstenebene bis nach Sfax. Im Dezember besetzten die Amerikaner den Paß. Ende Januar wurde er ihnen von den Deutschen wieder entrissen.



Foto: Balser

Eine große Niederlage bei Sidi bou Zid erlitt das II. amerikanische Panzerkorps. Hier schlugen im Zuge der Operation ›Frühlingswind‹ die 10. und die 21. Panzerdivision die Tankregimenter General Eisenhowers zusammen.

die Generalmajor von Broich übernommen hatte. Kühn, mit hervorragender organisatorischer Begabung, wirkte Stauffenberg in Nordafrika, bis ihn eine schwere Verwundung vor dem Schicksal der Gefangenschaft bewahrte. Die Geschichte hatte ihm eine andere Rolle zugedacht, als in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager das Kriegsende zu überleben. Er, der in Afrika leidenschaftlich für den Sieg der deutschen Waffen focht, legte später in Rastenburg die Bombe gegen Hitler.

2500 Kilometer Rückzug

Und was war mit Rommel?

2500 km Rückzug lagen Anfang Februar hinter seiner Armee. 2500 km waren die Verbände der Panzerarmee seit der Alamein-Schlacht im November 1942 zurückmarschiert. Immer unter Feinddruck und gleichzeitig im Rücken bedroht von der Invasionsarmee Eisenhowers, die seit drei Monaten versuchte, den tunesischen Brückenkopf einzudrücken. Aber Generaloberst v. Arnim hielt. Eisenhower war bis Anfang Februar seinem Ziel keinen Schritt näher gekommen. In kühnen Operationen hatten Arnims Fallschirmjäger, Panzergrenadiere, Infanteristen, Artilleristen und zusammengesuchte Marschbataillone im Bergland von Tunesien nicht nur ihre Stellungen gehalten, sondern den Brückenkopf auch noch ausgedehnt. Mitte Januar hatten Einheiten der Angriffsgruppe Weber, in der Hauptsache Kräfte der 334. ID, mit dem Unternehmen ›Eilbote I‹ die französischen Fremdenlegions-Regimenter im Südosten des Brückenkopfes geworfen und damit die Gefahr beseitigt, daß die italienische Flanke eingedrückt wurde. 4000 Gefangene wurden eingebracht. Die beherrschenden Höhenstellungen und Pässe zwischen Pont du Fahs und Pichon waren nun in deutscher Hand.

›Eilbote II‹ allerdings, die Fortführung des Unternehmens, mit dem Ziel, Pichon zu erobern und damit die gesamte französische Front aufzurollen, war nicht mehr gelungen. Dafür aber wollte von Arnim eine andere Gefahr beseitigen, die bis Ende Januar immer wie ein Damoklesschwert über dem deutschen Brükkenkopf hing: Seit Dezember saßen die Alliierten auf dem strategisch wichtigen Faid-Paß. Jeden Tag konnten amerikanische Panzer über die Paßhöhe auf Sfax stoßen, die Nachschubstraße zur Panzerarmee Rommels sperren und die beiden deutschen Armeen endgültig trennen.

Aber womit hätte Arnim die Gefahr bannen sollen? Er hatte bis Ende Januar dafür keine Kräfte.

»Ein Alpdruck ist weg!«

Da erschien wie ein Lotteriegewinn die uns altbekannte 21. Panzerdivision im Befehlsbereich Arnims. Im Zuge der Absetzbewegungen Rommels aus der Buerat-Front in die Mareth-Linie war die 21. die erste Division, die über die libysch-tunesische Grenze kam. Sie sollte zur Auffrischung in Reserve gelegt werden. Aber Generaloberst von Arnim entschloß sich, diese altbewährte Kampfdivision Rommels auf den Faid-Paß anzusetzen. Der Paß wurde genommen und allen Gegenangriffen zum Trotz gehalten. »Ein Alpdruck ist weg«, meinte von Arnim zu seinem Ia. »Ja, man wird bescheiden«, antwortete Oberst Pomtow. Immerhin, auch er atmete auf.

Das Beispiel zeigt, wie man im tunesischen Brückenkopf nach drei Monaten Feldzug noch immer strategisch von der Hand in den Mund lebte. Aber der Gegner wurde immer stärker; immer gefährlicher. Es mußte mehr geschehen. Sowohl Arnim als auch Rommel faßten weitgehende Offensivmaßnahmen ins Auge.

Zwei bedeutende — und in ihrer Art einzigartige — Schlachten ragen aus der Geschichte des tunesischen Feldzuges: die Schlacht von Kasserine und die verratene Panzerschlacht von Medenine-Metameur. Beide sind dramatische Höhepunkte des Schlußaktes in Nordafrika. Trotzdem gibt es bis heute keine befriedigende, keine unumstrittene Publikation vor allem über die Kasserine-Schlacht und die mit ihr zusammenhängende Operation ›Frühlingswind‹. Dem Oberbefehlshaber der 5. Panzerarmee von Arnim und seinen Kommandeuren ist bei der bisherigen Beurteilung manches Unrecht geschehen. Wenn sich daher KRISTALL mit diesem Schlußkapitel befaßt, dann gilt es, von alten Fehlurteilen abzugehen und sie zu revidieren, selbst wenn diese bestehenden Irrtümer und Thesen durch bedeutende deutsche und ausländische Autoren vertreten werden.

Feldmarschall Rommel und Generaloberst von Arnim waren grundverschiedene Menschen und in der strategischen Wolle verschieden gefärbt. Aber so unterschiedlich die beiden die Lage und Möglichkeiten auch beurteilten, in einem Punkte waren sie völlig einig: Die akuteste Gefahr drohte aus dem südlichen Teil der alliierten Tunesienfront. Hier mußte etwas geschehen. Hier mußte Eisenhower geworfen werden, ehe Montgomery aus der östlichen Wüste gefährlich werden konnte.

Unternehmen ›Frühlingswind‹

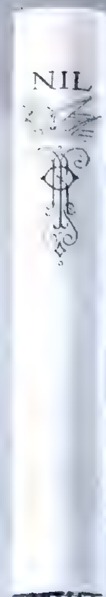
Aber wie? In welchem Umfang? Das war die Frage. Rommel hatte mit seiner Panzerarmee am 22. Januar Tripolis geräumt und war am 12. Februar in die Mareth-Stellung eingerückt. In Rom stockte den Faschisten und den Monarchisten der Atem: Tripolitanien, die Perle des römischen Kolonialimperiums, war dahin! Nie würde man Rommel das verzeihen. Nie wird er die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten, die ihm Mussolini schon zugedacht hatte. Aber Tapferkeitsmedaille hin, Tapferkeitsmedaille her, dachte Rommel. Die deutsch-italienische Panzerarmee und die 5. Panzerarmee waren jetzt wenigstens auf Tuchfühlung gekommen.

Generaloberst von Arnim, General Ziegler und der Armeestab mit dem tüchtigen Chef Oberst von Quast und dem erfahrenen Ia Oberst Pomtow knobelten einen Plan aus, bei dem mit zwei Divisionen ein entscheidender Erfolg gegen Eisenhowers Tunesienfront erfochten werden sollte. Die Sache sah so aus: Die 10. und die 21. Panzerdivision sollten in einem Überraschungsstoß gegen die westlich des Faid-Passes in Versammlung gemeldeten amerikanischen Kräfte angesetzt werden. Waren die amerikanischen Panzerkräfte durch konzentrischen Angriff zerschlagen, dann sollte mit zusammengefaßten Kräften nach Norden gestoßen und die Eisenhower-Front vor Tunis aufgerollt werden. Das war keine himmelstürmende Offensive, die das Schicksal von Eisenhowers Armee in Frage stellen konnte. Aber es war ein klug geplanter, auf die verfügbaren Kräfte gestützter Angriff, der eine entscheidende Entlastung versprach. Die Lanzenspitze der Offensive war die 1. Tigerabteilung 501, die der 10. PD unterstellt war. Mit ihren mächtigen Tanks mit der 8,8-Kanone sollte die Abteilung überraschend über den Faid-Paß in die feindliche Versammlung stoßen. Das Unternehmen erhielt den Decknamen ›Frühlingswind‹. Die Führung hatte Generalleutnant Ziegler mit einem Stab aus dem Panzer-AOK 5. Oberst Pomtow wurde Chef der Führungsgruppe.

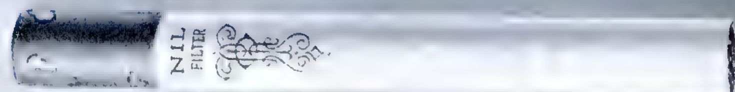
Noch während Ziegler und Pomtow auf ihrem Gefechtsstand in La Fauçonnerie die letzten Vorbereitungen trafen, nahm Feldmarschall Rommel mit ihnen Verbindung auf. Seine Verbände waren bereits in der Mareth-Stellung aufmarschiert; aber da mit einem Angriff der 8. britischen Armee noch nicht zu rechnen war, bot der Feldmarschall an, seinerseits mit Verbänden des DAK Arnims

Fortsetzung Seite 26

Vielleicht...









MIT UND OHNE FILTER

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 24

Offensive im Süden aus der Mareth-Stellung heraus zu unterstützen. Freilich, der alte Wüstenfuchs hatte dabei noch etwas anderes im Auge. Der Feldmarschall war mit der vorsichtigen Planung Arnims gar nicht einverstanden. Sein Gedanke war, im Rücken des Gegners auf den Versorgungs- und Verkehrsknotenpunkt Tebessa zu stoßen, von dort zur Mittelmeerküste zu jagen und damit Eisenhowers Invasionsarmee von den algerischen Häfen abzuschneiden. Das war die alte kühne Wüstenstrategie Rommels. Das war das Prinzip seiner mächtigen Raids von Gazala, Tobruk und Sollum. Generaloberst von Arnim und sein Stab



Foto: Pomtow

Sie planten den ›Frühlingswind‹. Ia — erster Generalstabsoffizier — Oberst Pomtow (rechts) und Ic — Offizier für die Feindlage, Major Moll.

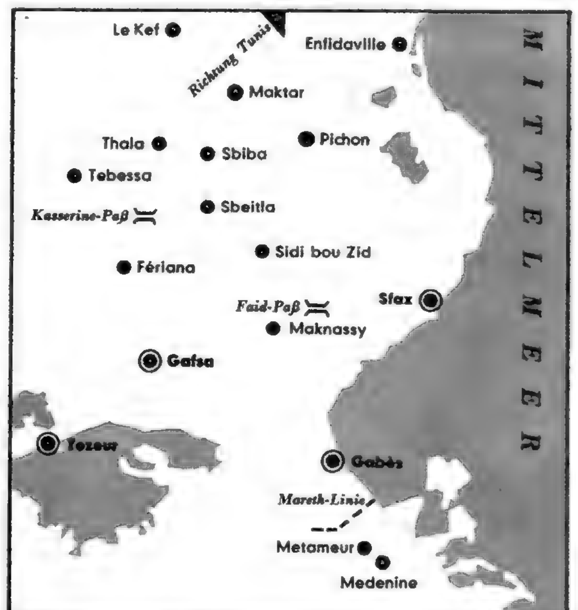
hielten jedoch nichts von einer solchen Operation. Ihr Haupteinwand war: Die verfügbaren Kräfte sind zu schwach. Die Aktion ist daher zu gewagt. Arnim steht auch heute noch auf dem Standpunkt — und er hat viele Anhänger unter den sachkundigen Strategen —, daß ein solcher Stoß, der weit in das schwer zugängliche tunesisch-algerische Bergland führen sollte, ein einwandfrei arbeitendes Versorgungssystem verlangt hätte, welches nicht vorhanden war. Was sich heute im algerisch-französischen Krieg genau in demselben Raum abspielt, wo die Aufständischen eine mehrere hunderttausend Mann starke reguläre französische Armee in Schach halten, könnte Arnims Auffassung bestärken. Aber wie dem auch sei: Arnim beharrte damals auf seiner Operation ›Frühlingswind‹, und da das OKW sich nicht entschließen konnte, Feldmarschall Rommel den Oberbefehl in Afrika einzuräumen, blieb es bei der getrennten Führung der beiden Armeen.

Am 14. Februar um 4 Uhr morgens traten die 10. und 21. Panzerdivision befehlsgemäß zu ihrem ›Frühlingswind‹-Unternehmen an. In zwei Kampfgruppen stieß die 10. PD über den Paß bei Faid. Vom Süden her kam die 21. zum umfassenden Bogen. Der Flugsand brannte in den Augen der Männer. Es war kalt, die Straßen erbärmlich verdreckt. Aber der Angriff ging gut voran. Schon gegen 15 Uhr waren die US-Panzerverbände des II. Panzerkorps im Raum von Sidi bou Zid eingeschlossen. Die Panzergruppe der 10. PD drehte nach Süden ein und nahm den Ort. Eine klassische Panzerschlacht entwickelte sich. Die deutschen Panzerabteilungen brausten der tiefgestaffelten feindlichen Panzergruppe in die Flanke und in den Rücken. Die Kommandanten fuhren mit offener Luke. Granaten heulten. Leuchtspurgeschosse zeichneten pittoreske Spuren zwischen die kurvenden Tanks. Mächtig donnerten die 8,8 der Tigerpanzer. Wütend wehrten sich die Amerikaner. Selbst die Besatzungen außer Gefecht gesetzter Panzer kämpften noch erbittert gegeneinander. 68 US-Panzer blieben auf der Strecke. Die amerikanische Kampfgruppe A versuchte durch einen Gegenangriff die eingekesselten Teile des 168. Regiments zu entsetzen; aber der Erfolg war nur, daß auch diese Kampfgruppe mit in den Untergang gezogen wurde.

Am nächsten Tag, dem 15., stieß Ziegler in Richtung Sbeitla. Die 1. amerikanische Panzerdivision versuchte einen Gegenangriff. Er wurde mit schweren Verlusten abgewehrt. Am Abend lagen 165 US-Panzer oder gepanzerte Fahrzeuge ausgebrannt auf dem Schlachtfeld. 2000 Gefangene wanderten auf den Rückzugsstraßen nach Tunis. Die amerikanischen Elite-Kampfgruppen A und C waren zerschlagen. Nur die Kampfgruppe B blieb noch intakt. Im Pentagon in Washington war man entsetzt, und im Weißen Haus fragte Roosevelt seine Militärexperten: »Können unsere Boys nicht kämpfen?«

Gemäß Arnims Plan wurde jetzt die 10. PD nach Norden auf Pichon angesetzt. Noch in der Nacht sollte dieser wichtige Stützpunkt angegriffen und die dort befindliche französische Kräftegruppe durch einen Überraschungsangriff zerschlagen werden. Aber der Durchstoß gelang nicht gleich. General Ziegler erhielt deshalb für den nächsten Tag, den 17. Februar, das Infanterieregiment 47 unter Oberst Buhse, die Lüneburger, die Generaloberst von Arnim noch heute ›die Feuerwehr von Tunesien‹ nennt. Das Regiment wurde zum Frontalangriff auf Pichon angesetzt. Aber in der Nacht vom 16. auf den 17. wurde Arnims Unternehmen ›Frühlingswind‹ liquidiert. Rommel kam mit seinem Plan zum Zuge. Was war geschehen?

Wie die Aufzeichnungen des stellvertretenden Kommandierenden Generals des DAK, Freiherr von Liebenstein, zeigen, hatte Feldmarschall Rommel schon am 5. beziehungsweise am 6.2. dem Commando Supremo vorgeschlagen, aus der Mareth-Stellung heraus einen Vorstoß auf Gafsa zu machen, um diese Flankenbedrohung zu beseitigen. Aber sein Plan war abgelehnt worden. Das Commando Supremo wollte nicht gegen die festgelegte Abgrenzung der Operationsräume beider Armeen verstoßen. Die Demarkationslinie war der 34. Breitengrad. Eine wahrhaft phan-



Karte: Einicke

Hier spielten sich die letzten Kämpfe in Afrika ab: im Süden die Schlacht von Medenine-Metameur; an der Mittelfront Arnims Unternehmen ›Frühlingswind‹ und Rommels Tebessa-Offensive.

tastische Handhabung moderner Kriegskunst. Natürlich war Rommel wütend; und am 8.2. gab er Liebenstein den Auftrag, mit Kräften der 164. und der 15. PD und der schweren Artillerie des DAK — alles in allem eine Division — doch den Vorstoß vorzubereiten. In der Nacht vom 14. zum 15. gaben aber die Amerikaner — wohl als Folge von Arnims ›Frühlingswind‹ und der verlustreichen Kämpfe bei Sidi bou Zid — Gafsa kampflos auf. Rommel griff sofort zu: Er ließ Gafsa vom Panzer-Grenadierregiment Afrika — dem alten ruhmreichen Sonderverband 288 des Oberst Menton — besetzen. Gleichzeitig trieb er einen Aufklärungsverband auf Feriana vor. Teile von Liebensteins DAK besetzten am 17.2. diesen Schlüsselpunkt auf dem Wege von Gafsa nach Tebessa. Sie standen damit in der tiefen Flanke der amerikanischen Panzerverbände, die sich bei Sbeitla gegen Arnims



Foto: Balser

Beim Frühstück auf dem Marsch nach Gafsa: Udo Balser, Chef der 8. Batterie III. Panzerartillerieregiment 90.

Divisionen wehrten. Rommel mußte diese Entwicklung wie einen Wink des Schicksals ansehen. Sein kühner Plan, Tebessa zu nehmen und über diesen Versorgungsdrehpunkt der Alliierten weit im Rücken der amerikanischen Front nach Norden zu stoßen, bot sich geradezu an.

Auch das Führerhauptquartier in Rastenburg sah diese günstige Entwicklung. Sah die Chance, Rommels kühnen, bisher für zu kühn gehaltenen Plan zu verwirklichen. Jodl gab dem Drängen Rommels nach. In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar unterstellte das OKW die Verbände der Angriffsgruppe Ziegler Rommels Kommando und genehmigte die Weiterführung des Angriffs in Richtung Tebessa.

Zuerst ging alles wie am Schnürchen. Weit im Süden besetzten deutsch-italienische Verbände Tozeur. Teile des DAK und der 15. PD nahmen am 18.2. den Amerikanern den wichtigen Flugplatz Thelepte weg. Am 19.2. fühlten Rommels Aufklärungskräfte auf den Kasserine-Paß vor. Indessen stürmten Aufklärungseinheiten auf der direkten Straße von Thelepte bereits in Richtung Tebessa.

An dieser Stelle müssen wir eine umstrittene historische Tatsache erwähnen. Rommel berichtet, daß er am 19. Februar morgens um 1 Uhr 30 vom italienischen Commando Supremo den Befehl erhielt, seinen Offensivbogen nicht um Tebessa herum, sondern kürzer über Thala-Le Kef zu führen. Diesen Befehl nannte Rommel ›die entscheidende Kurzsichtigkeit‹; denn dadurch mußte — so sagt Rommel — der Stoß zu frontnahe geführt werden und geriet zwangsläufig in die Reservestellung der Alliierten. Der Befehl aus Rom ist bis heute mysteriös und umstritten geblieben. Natürlich hatte Rommel am 19. 2. angesichts der laufenden Operationen keine Zeit, sich auf

Fortsetzung nächste Seite

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 27



Foto: Hug

Die letzte Schlacht. Die Regimenter Rommels marschieren zur Panzerschlacht bei Medenine-Metameur auf, die dem Krieg eine Wendung geben sollte.

Diskussionen mit dem Commando Supremo einzulassen. Er befahl den Angriff auf den entscheidenden Kasserine-Paß, der das Tor ins tunesische Bergland war. Noch in der Nacht vom 19. auf den 20. drangen Teile der Aufklärungsabteilung 3 auf die Höhen des Passes, um dem Gegner die Paßstraße zu entreißen. Aber der Versuch scheiterte. Rommel setzte das in vielen Kämpfen so bewährte Panzergrenadierregiment Menton ein. Aber auch dieser Angriff blieb im amerikanischen Artilleriefeuer liegen.

Die Artilleristen des Panzerartillerieregiments 90 sahen am Morgen des 20. 2. von den Gefechtsständen ihrer Batterien auf den Berghöhen den Riesenaufmarsch vor der Enge von Kasserine: Die 21. und 10. PD, Teile der 15. PD und die italienische Division Ariete standen auf einem Raum von 12 km Länge und 6 km Breite. Zum erstenmal wurden auf afrikanischem Boden die Nebelwerfer eingesetzt und schlugen mit infernalischen Salven in die feindlichen Panzerverbände und Artilleriestellungen. Um 17 Uhr hatte sich der Major Stotten mit seiner Panzerabteilung am Paß festgesetzt. Das Panzerregiment 8 jagte über die Paßstraße und verhinderte amerikanische Gegenstöße. Dann ging es in massiertem Angriff über den Paß.

In amerikanischen Publikationen wird drastisch über das Durcheinander berichtet, das bei den amerikanischen Verbänden und Stäben nach dem Verlust des Kasserine-Passes herrschte. Bis zu Eisenhower hinauf hatte kein Mensch an einen deutschen Angriff an dieser Stelle geglaubt. Nichts war zur Abwehr vorbereitet. Wie immer in solchen Fällen — und wie auf jeder Seite — versuchten die Kommandeure durch ›eiserne Befehle‹ die Lage zu meistern. Der britische Kommandierende der 1. Armee, General Andersson, wetteiferte gewissermaßen mit Hitler und befahl seiner Armee: »Niemand weicht einen Fußbreit, es sei denn in Richtung auf den Feind.« Das zeigte die Kopflosigkeit, die der überraschende tiefe Einbruch der Deutschen an der Süd- und Mittelfront bewirkte.

Am 21. Februar ließ Rommel die 10. PD nach Norden auf Thala antreten. Der Ort wurde genommen, aber der Widerstand verstärkte sich. Der deutsche Stoß geriet in starke feindliche Reservestellungen der 6. englischen Panzerdivision und der Gardebrigade. Die Division war allein zu schwach. Thala mußte wieder geräumt werden. Auch die Kampfgruppe des DAK — nun ohne die 10. PD. — stieß bei ihrem Vorstoß nach Westen, Richtung Tebessa, auf die amerikanische Kampfgruppe B. Diese focht wie besessen und wich nicht einen Schritt. Britische Tiefflieger und US-Bomber griffen in das Kampfgeschehen ein. Der Gegner hatte sich gefangen. Er schlug zurück. Und er hatte genug, um zurückzuschlagen. Schließlich befehligte Eisenhower 1½ Armeen. Er hatte Jagdflugzeuge, Bomber, Artillerie. Auf deutscher Seite gab es schwere Verluste. Rommel selbst geriet in einen Artillerie-Überfall und wurde durch ein Kakteenwäldchen gejagt. Während rundherum die Einschläge krachten, versuchte General Bayerlein eben zusammengesammelte Hühnereier trotz der Deckungssprünge durch die Kakteenhecken heil über die Runden zu bringen.

Am 22. Februar mußte Rommel erkennen, daß er weder in Richtung Thala-Le Kef, wie es der mysteriöse italienische Befehl vorsah, noch auf Tebessa, wie es Rommels Plan war, weiterkommen konnte. Seine Kräfte waren zu schwach. Das Berggelände zu schwierig für schnelle Operationen. Der Nachschub gestört. Rommel brach die Offensive ab. Damit war die letzte große Chance, die Invasionsarmee Eisenhowers entscheidend zu schlagen, dahin. Wie zum Hohn erhielt Rommel einen Tag später, am 25. Februar, um 18 Uhr, das Oberkommando über die neu aus dem Panzer-AOK 5 und der alten deutsch-italienischen Panzerarmee gebildete Heeresgruppe Afrika.

Es ist müßig, darüber zu streiten, ob der Tebessa-Operation Erfolg beschieden gewesen wäre, wenn Rommel von Anfang an den Oberbefehl in Tunesien gehabt hätte und sein Ziel hätte verfolgen dürfen. Rommel glaubte auch später noch, daß schnelles Handeln und zentraler Stoß auf Tebessa die amerikanische Front zum Einsturz hätten bringen können. So mancher amerikanische Bericht über die Panik bei den unerfahrenen amerikanischen Truppen und Stäben könnte als Bestätigung für Rommels Auffassung genommen werden. Aber andererseits bleibt es eine erwiesene Tatsache, daß das

Versorgungssystem nicht ausreichte. Nur durch ein übergroßes Maß an Glück und Bluff hätten sich vielleicht Erfolge erringen lassen können, wie Rommel sie erträumte.

Vielleicht! Aber hätte das auf die Dauer die Lage in Afrika ändern können? Freilich, das ist eine Frage des Chronisten, nicht des Generals. Und Rommel war General. Ein kühner Truppenführer, der so schnell nicht aufgab, wenn die Niederlage auch schwer war.

Wer sich mit Rommels Strategie und Taktik befaßt hat, der weiß, daß es immer zu den Künsten des Feldmarschalls gehörte, den Gegner bei der Versammlung zum Angriff zu packen und zu schlagen. Wie oft war ihm das in den 25 Monaten Afrika-Krieg gelungen. Dieses alte Rezept wollte Rommel, nach dem Scheitern der Tebessa-Offensive gegen Eisenhowers Armee nun noch einmal aus der Mareth-Stellung heraus gegen seinen alten Gegner Montgomery anwenden. Noch einmal sollten alle Kraft, alle List, alle Kühnheit eingesetzt werden, um die sieggewohnte 8. Armee zu treffen, ihren Aufmarsch für lange Zeit aus dem Konzept zu bringen und wesentliche Teile zu vernichten.

Im dunstigen Morgengrauen des 6. März traten die 15., die 21. und die 10. Panzerdivision an. Sie wurden unterstützt durch die Verbände der Heeresartillerie unter Generalmajor Krause, durch die 90. und 164. Leichte Afrikadivision und die italienische Panzerdivision Ariete. Den Befehl über das DAK hatte am Tage vor dem Schlachtbeginn ein bewährter Panzerführer übernommen: General Cramer, der ehemalige Kommandeur des Panzerregiments 3.

Strahlend blauer Himmel. X-Zeit des Angriffs ist 6 Uhr. Die Schlacht beginnt mit einem mächtigen Feuerschlag der Batterien des DAK. Die 17-cm-Langrohr- und die 21-cm-Mörser-Batterien hämmern ihre Salven hinüber in den Raum Medenine-Metameur. Dann werden die Panzer losgelassen. Vom Gefechtsstand des Kommandierenden Generals des DAK auf dem Djebel Tebaga kann man tief unten die Tanks manövrieren sehen: links die 40 Panzer des Panzerregiments 8, das Oberst Irkens anführt. In der Mitte in breiter Front das Panzerregiment 5 von Oberst Müller, dem ›Panzermüller‹. Ganz rechts das Panzerregiment 7 unter Oberst Gerhard. Hinter Gerhards Panzern stürmt das Panzergrenadierregiment 86. Und dahinter ist das Panzerartillerieregiment 90 aus dem Marsch direkt zum Angriff übergegangen.

Aber mit der Überraschung ist es nichts: Britische Jabos greifen an. Das ist in dem deckungslosen Gelände kein Vergnügen. Artilleristen und Grenadiere werfen sich in Deckung. Weiter. Die Panzerschlacht rollt. Sie rollt mit klirrenden Ketten. Mit brummenden Motoren. Mit hämmernden MG. Mit feuernder Artillerie. Und vorwärts schreitenden Grenadieren. Das ist die moderne Schlacht. Kein Hurra. Kein schneidiger Sturmangriff.

Die Grenadiere haben den Stahlhelm ins Genick geschoben. Sie sind mit Munitionskästen bepackt. Viele haben die Zigarette im Mundwinkel:

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Hurtmanns

Der letzte Appell: So ging es fast überall auf der Halbinsel Cap Bon zu Ende. Aus dem Soldbuch wird die Seite 3 mit der Bezeichnung des Truppenteils herausgerissen. Der oft lange Marsch durch die Gefangenenlager beginnt.

DIE WÜSTENFUCHSE

Fortsetzung von Seite 29

So sah man sie vor der Maginotlinie, am Bug, am Dnjepr und vor Stalingrad.

Als General Cramer zum Gefechtsstand der 21. PD kommt, steht ihr Kommandeur, Generalmajor Hildebrandt, mit ernstem Gesicht im Granatfeuer neben seiner Panzerreserve. »Es geht nicht vorwärts«, sagt er. Aber Cramer sieht schon selber, daß vorne eine einzige Feuerwand steht. Britische Batterien schleudern einen höllischen Granathagel gegen die angreifenden Panzer. Der steinige Boden macht aus den Einschlägen tausendfache Schrapnells: tödliche Splitter für Grenadiere und Artilleristen.

»Wo kommt diese verfluchte Artillerie her. Die Aufklärung hat sie vor vier Tagen hier doch noch nicht festgestellt.«

Auch General von Broich bei der 10. PD macht ein düsteres Gesicht. Seine Panzergrenadiere liegen mit schweren Verlusten im Artilleriefeuer der Engländer fest. Die Batterien seines Artillerieregiments haben durch Tieffliegerbeschuß schwere Ausfälle. Weit vor der Front liegen die Trupps der Beobachtungsbatterien, die Heinzelmänner der Artillerie. Sie versuchen fieberhaft, die eigene artilleristische Feuerleitung zu lenken und mit ihren Schallmeß- und Lichtmeßtrupps die feindlichen Batterien zu lokalisieren. Was sie erfassen, ist schlimm genug. Mehr als 40 Batterien hat Montgomery genau vor der Angriffsfront Rommels aufgebaut. Dabei stand und fiel dieser Panzerschlag mit dem Überraschungsmoment. Aber von Überraschung konnte keine Rede sein.

Auf dem Gefechtsstand der 10. Panzerdivision steht auch der Ia, Oberstleutnant Graf Stauffenberg, über die Meldungen gebeugt. »Die Nebelwerfer, die Nebelwerfer«, murmelt er immer wieder. »Wenn überhaupt, dann können uns nur die Werfer eine Bresche in den feindlichen Artillerieriegel schlagen.« Stauffenberg dirigiert selbst den Einsatz der Werfer, der neuen wirksamen Waffe auf afrikanischem Boden, Vorläufer der modernen Rakete. Aber auch sie nützen nichts. Die Werferbatterien werden von Jabos zusammengeschossen, und die Panzer bleiben im fürchterlichen Abwehrfeuer der britischen Artillerie liegen. Mittags stehen bereits 55 ausgebrannte deutsche Tanks auf dem Schlachtfeld vor Metameur.

Rommels Angriffsplan war verraten. Niemand auf den Gefechtsständen zweifelte daran. Der Panzerstoß, der Montgomery in der ungeschützten Flanke treffen sollte, war vom britischen Oberbefehlshaber genau an der Stelle erwartet worden, wo er kam. Zwei Tage vor Angriffsbeginn ließ Montgomery seinen Artillerie-Riegel auffahren. Bei einem gefangenen französischen Unteroffizier wurde ein Papier gefunden, auf dem vermerkt stand, daß der deutsche Angriff am 4. 3. auf Medenine-Metameur erfolgen würde. Die genaue Stoßrichtung war verzeichnet. Nun war bekanntlich der Angriff wirklich für den 4. 3. angesetzt, aber wegen notwendiger Umgruppierungen auf den 6. verschoben worden. Diese zwei Tage hatte der Gegner gut genutzt. Wie genau der Verräter gearbeitet hatte, zeigte auch das Verhalten der britischen Verbände gegen den Frontalangriff der 90. Leichten Division. Sie war zur Tarnung für einen Ablenkungsstoß nach Süden eingesetzt und sollte britische Kräfte binden. Montgomery aber zog einfach seine Verbände vor der Front der 90. Leichten zurück, so daß der deutsche Stoß ins Leere ging. Der britische Oberbefehlshaber hatte offenbar nicht die geringste Sorge, daß an diesem Teil der Front ein ernsthafter Angriff drohen könnte.

Wer war der Verräter? Von vielen Seiten ist nach dem Kriege der Verdacht geäußert worden, daß der Verrat von einem hohen italienischen Kommandostab ausgegangen sei. Wir wollen es uns schenken, der düsteren Geschichte weiter nachzugehen.

Am Nachmittag des 6. März gegen 16 Uhr war es für Rommel und seine Kommandeure klar, daß auf dem Schlachtfeld von Medenine-Metameur nichts mehr zu gewinnen war. Der letzte Großangriff des Deutschen Afrikakorps war gelaufen. Düster kündigte sich das Ende des ganzen afrikanischen Krieges an.



Foto: Hurtmanns

Die letzten Ritterkreuze in Afrika: Generaloberst v. Arnim (l.) überreichte sie Major Medicus (Mitte) und Oberleutnant Brennert (r.) für die Verteidigung des Maknassy-Passes.



Foto: Hurtmanns

Der letzte Mann für Afrika: Leutnant L. kam mit dem letzten Transportflugzeug in Tunis an. Er landete, schlug sich zu seiner Truppe durch und ging gleich in Gefangenschaft.

Am 9. März verließ Rommel Afrika. Er flog nach Rom und von dort ins Führerhauptquartier, um noch einmal zu versuchen, Rettungsmaßnahmen für die beiden Armeen in Gang zu bringen. Aber Hitler war keinem Argument zugänglich. Rommel bekam den Befehl, sich sofort ›zur Kur‹ zu begeben.

So fiel Generaloberst von Arnim die Aufgabe zu, die Heeresgruppe in Afrika mit der ›Tunisfamilie‹ und den ›Wüstenfüchsen‹ zum bitteren Ende zu führen. Arnim hat es getan: mit viel Umsicht, mit Tapferkeit und mit Humanität, die bei seinen Soldaten und beim Feind unvergessen ist. Als einmal britische Bomber einen italienischen Versorger angriffen, auf dem sich Verwundete, englische Gefangene, befanden, hatte Arnim in einem offenen Funkspruch General Alexander aufgefordert, nicht seine eigenen Leute auf den Grund des Mittelmeers zu schicken. Als der-

selbe Alexander, der Stellvertreter Eisenhowers, den Generaloberst von Arnim nach seiner Gefangennahme fragte, ob er selber einen Wunsch habe, antwortete Arnim: »Revanchieren Sie sich für die damaligen 600 Tommys und lassen Sie 600 deutsche Schwerverwundete mit Lazarettschiffen nach Italien bringen. General Alexander hatte einen Augenblick gezögert, dann aber genickt: »Ich werde Ihren Wunsch erfüllen.« Und er hat ihn erfüllt.

Aber von der Schlacht bei Medenine bis zur Kapitulation war noch ein langer Weg von zwei Monaten. Das alte Begleitkommando Rommels unter Major Medicus und Oberleutnant Brennert mußte erst noch das legendäre Bravourstück am Maknassy-Paß vollbringen, wo es über eine Woche lang anderthalb amerikanische Divisionen daran hinderte, zum Golf von Gabes zu stoßen.

Es mußten noch viele Kämpfe ausgetragen, noch viele Gefechte bestanden werden. Die Rückzugstraßen waren eine Hölle von brennenden Kraftfahrzeugen, Toten und Verwundeten.

MG-Schütze spielt Schicksal

In seinem Pkw stehend, brauste Oberstleutnant Graf Stauffenberg daher. Ein britischer Jabo stieß herunter. Die MG-Garbe ratterte. Schwerverwundet brach Stauffenberg zusammen. Zum Gück war ein Sanka zur Hand. Man legte den Oberstleutnant hinein.

Die Männer des Panzerartillerieregiments 90 ahnten nicht, daß der MG-Schütze eines britischen Jabos eben Schicksal gespielt hatte; denn als Verwundeter kam Graf Stauffenberg in letzter Minute aus Afrika heraus. Während Grenadiere und Artilleristen, Pioniere und Panzerbesatzungen, die Flaksoldaten der 19. und 20. Flak-Division von Amerikanern und Engländern schon zu Gefangenentransporten formiert wurden, rollte der Apparat des Krieges unermüdlich weiter, als könnte es in Afrika kein Ende geben. Man schickte zwar keine Waffen, keine Granaten, keine Verpflegung, aber man schickte immer noch Soldaten.

Unteroffizier Weinzheimer vom altbewährten Kradschützenbataillon 15 wurde mit Teilen einer Marschkompanie noch in den letzten Tagen mit italienischen Transportmaschinen nach Tunis gebracht. Die Maschinen gingen zu Bruch. Die Piloten fielen, Weinzheimer ging mit dem Rest seiner Männer aus der notgelandeten Maschine in Gefangenschaft.

Noch am 24. März wurde ein kriegsstarkes Ersatzbataillon des Regimentes 104 unter Oberleutnant Reinhold May, der 1941 und 1942 schon bei Sidi Rezegh dabeigewesen war, auf drei italienischen Zerstörern nach Tunis verschifft. Durch Torpedotreffer wurden die Zerstörer versenkt. Wegen der stürmischen See konnten von dem ganzen Bataillon nur sechs Mann gerettet werden.

Am 12. Mai 1943 gegen Mittag meldete sich von den Divisionen der Mittelgruppe eine nach der anderen mit dem Funkspruch ab: »Munition verschossen. Waffen und Ausrüstung zerstört.«

Der Gefechtsstand der Heeresgruppe funkte seinen letzten Spruch.

Auch General Cramer meldete sich ab. Die Geschütze der Südarmee feuerten ihre letzten Granaten gegen den Einschließungsring aus der 8. englischen Armee und der 6. englischen Panzerdivision. Dann war es still. Der Krieg in Afrika schwieg. Die 164. und die 90. Leichte Division kapitulierten als letzte geschlossene Verbände am Mittag des 13. Mai. 130 000 deutsche Soldaten marschierten in die Gefangenenlager. 18 594 liegen in Ägypten, Libyen und Tunesien begraben.

Im nächsten Heft: Schluß unserer großen Serie mit eindrucksvollen seltenen Fotos aus dem Afrika-Krieg.

KRISTALL STELLT VOR



HANSISCHER GOETHE-PREIS

Muß man ihn noch vorstellen, den Nestor der Soziologen: Geheimrat Professor Alfred Weber aus Heidelberg? Neunzig Jahre alt wird er jetzt, der leidenschaftliche Kämpfer gegen geistige Verflachung: »Der eben wieder zur Würde seiner Freiheit erhobene Mensch begibt sich in neue Unfreiheit«, sagte er einmal und warnte damit vor Versklavung an den Amüsierbetrieb. Webers akademischer Weg: Studien in Tübingen, Bonn und Berlin, ordentlicher Professor in Prag und Heidelberg. Anfangs nur ökonomischer Theoretiker, verknüpft er später seine Lehren mit politischen, sozialpädagogischen und geschichtsphilosophischen Themen. Für seine von humanitärem Geist getragenen Arbeiten verlieh ihm die Universität Hamburg jetzt den ›Hansischen Goethepreis‹ für das Jahr 1957.

Foto: Himpe

FIRST LADY DES JAZZ

Die beste Jazz-Sängerin der Welt, Ella Fitzgerald, singt wieder in Europa. Ihre Karriere klingt wie ein Märchen: Als Fünfzehnjährige fuhr sie nach New York, um im ›Apollo‹, dem bekanntesten Varietétheater im Negerviertel Harlem am Sängerwettstreit teilzunehmen. Ihre Jugend, ihr Können, ihr Charme brachten ihr den Preis. Damit begann ihre Karriere. Sie wurde Mitglied des Ensembles ›Jazz at the Philharmonic‹, dem die besten Solisten der Welt angehören. Sie versteht es, ihre Stimme virtuos als Instrument zu behandeln. Trotz zwanzigjähriger Erfolge freut sie sich, wenn man sagt: »Es war wundervoll, Ella!«



Foto: dpa



WAS IST LEBEN?

Nobelpreisträger Pauling ist von dieser Frage fasziniert. In seinem Laboratorium an der Technischen Hochschule in Kalifornien erforscht der 57jährige Biochemiker die Struktur des Eiweißes, dem wichtigsten Baustoff lebender Zellen. Vor drei Jahrzehnten studierte Linus Pauling in München und Kopenhagen Physik. Durch seine internationalen Beziehungen organisierte der universelle Gelehrte jetzt einen ›Appell führender Forscher‹ zur Abschaffung der Atomversuche. In Rußland sind seine wissenschaftlichen Erkenntnisse geächtet; in Amerika verdächtigt man ihn als Kommunisten. Er lebt trotzdem zufrieden als Vater von vier Kindern in Pasadena und scheut sich nicht — temperamentvoll und auch überspitzt — seine Meinung zu sagen.

Foto: dpa

Magische Träume durch - Pilze

Fortsetzung von Seite 21

Gärten, Schlösser aus funkelndem Gestein, Fabeltiere, die einen Königswagen zogen. Die Wände des Hauses öffneten sich. Mein Geist bekam Flügel. Ich schaute über weite Ebenen mit Kamelkarawanen, Berge wuchsen bis in den Himmel, und am Strande des in pastellenen Farben schimmernden Meeres stand eine Frau, die in den Sonnenuntergang schaute wie eine Göttin.

Ich war aufgespalten: ein körperloses Auge, selbst sehend, aber doch unsichtbar, Teil einer Welt, zu der ich nicht gehörte und mit der ich nie würde in Verbindung treten können.

Ich spürte etwas von der platonischen Idee des Sehens, ich ahnte den Unterschied zwischen Sehen und Schauen, jener Verbindung mit einer anderen Welt, die uns im Alltag versagt bleibt.

Und ich erinnerte mich an Brücken, die hinüberführen mögen zu den Märchen- und Fabelwesen der Völker, an schwebende Elfen und durch die Luft fliegende Hexen, die in solchen Erfahrungen und Träumen ihren Ursprung haben.

Während ich schaute und träumte, blieb mein Geist hellwach. Ich beobachtete die Priesterin, die im Dunkel ihre Arme rhythmisch bewegte. Dazu ließ sie ein leises melodisches Summen ertönen. Zuletzt sang sie ein richtiges choralartiges Lied, das sehr alt sein mochte. Später fiel auch ihre Tochter, die der Mutter im kultischen Dienst half, in den Gesang ein, leicht und bewegt.

Ich hatte bisher nicht geahnt, wie empfindlich und feinnervig die mexikanische Sprache als poetisches Instrument sein kann. Aber ich will das nicht unbedingt als richtig hinstellen; es mag sein, daß die Wertskala meines Urteils unter dem Eindruck des Rauschgiftpilzes nicht unbedingt als zuverlässig angesehen werden kann.

Von Zeit zu Zeit wurde der Gesang lauter. Dann brach er plötzlich ab. Nun sprach die Sängerin einzelne Silben und Worte, heftig und laut, die das Dunkel wie mit Messern zerschnitten. Das nahmen die eingeborenen Teilnehmer der Zeremonie als Stimme des Mysteriums, die Antwort auf ihre Fragen, die sie unausgesprochen an die Priesterin stellten. Es war das Orakel!

Die Worte klangen bald nah, bald fern und erinnerten mich an den Geist in Shakespeares Drama ›Hamlet‹. Sie waren ›hier und überall‹.

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmte mich. Es kam aus einer doppelten Quelle: einmal aus dem Pilzgift, das jenen gehobenen Gefühlszustand hervorgerufen hatte, zum anderen aber auch aus dem ganz klaren Bewußtsein, daß ich nach der Arbeit eines Menschenalters, nach dreißig Jahren, in dieser Umgebung in diesen Zustand geraten war. Ich war glücklich darüber, glücklich zu sein.

Da begriff ich ein wenig von der Bedeutung, die diese mit heidnischen und christlichen Elementen so kurios durchsetzte Rauschgift - Zeremonie für die Teilnehmer besaß. Ein Dorfbewohner hatte es mir erklärt:

»Wir sprechen sonst nicht mit Fremden über unseren Kult. Sie kennen ihn auch nicht. Aber Jesus Christus hat ihn uns geschenkt, weil wir arm sind und uns keinen Doktor und keine teure Medizin leisten können. Die Pilze verbinden uns mit Christus; sie wachsen da, wo ein Tropfen seines Blutes hingefallen ist.«

Der Fall, der seit über hundert Jahren die Menschen bewegt:



Fotos: K. Schnörrer/Hauser-Archiv Ansbach und Stadtarchiv Nürnberg

War er Hausers Mörder? Major Hennenhofer war ein Freund des Großherzogs Ludwig von Baden. Als man ihn des Mordes verdächtigte, verstand er es, seinem Ankläger den Mund zu stopfen. Aber das erfuhr man viel später.

Kaspar Hauser

EIN TATSACHENBERICHT / VON HEINZ LIEPMAN

Am Pfingstmontag des Jahres 1828 hat Nürnberg seine Sensation: Ein unbekannter Junge, dem man den Namen Kaspar Hauser gibt, der nicht richtig sprechen und nicht richtig gehen kann, wird gefunden. Fünfeinhalb Jahre später wird dieser Kaspar Hauser, der inzwischen ein eleganter, gebildeter junger Mann geworden ist, ermordet. Wer war Kaspar Hauser? Ein entrechteter Erbprinz? Wer war sein Mörder? Ein gedungener Offizier? Seit 130 Jahren diskutieren Schriftsteller und Journalisten leidenschaftlich darüber. KRISTALL sandte Heinz Liepman an die Stätte des Verbrechens. Ihm gelang, bisher unerschlossene Quellen für unsere Serie einzusehen. — Die erste Spur des Mörders führt in das damalige Großherzogtum Baden.

Ein halbes Jahr nach Hausers Tod waren bereits an die hundert Bücher und Schriften erschienen, die sich mit den wenigen bekannten Tatsachen um Kaspar Hauser beschäftigten: um seine schreckliche Einkerkerung als Kind und den scheinbar sinnlosen Mord an diesem unglücklichen Jungen.

Immer mehr scharfsinnige, erfahrene Juristen und Kriminalisten nahmen sich des Falles an. Was hatte zum Beispiel König Ludwig I. von Bayern für ein Interesse an dem Mord, so daß er die damals phantastische Summe von zehntausend Gulden für die Ergreifung des Mörders aussetzte? Und dann die Nachricht, daß ein anderer deutscher Fürst, Großherzog Leopold von Baden, zwei Tage nach Kaspars Tod zwei seiner höchsten Beamten nach Ansbach geschickt hatte, die die bayerischen Behörden veranlassen sollten, die Nachforschungen nach dem Mörder einzustellen!

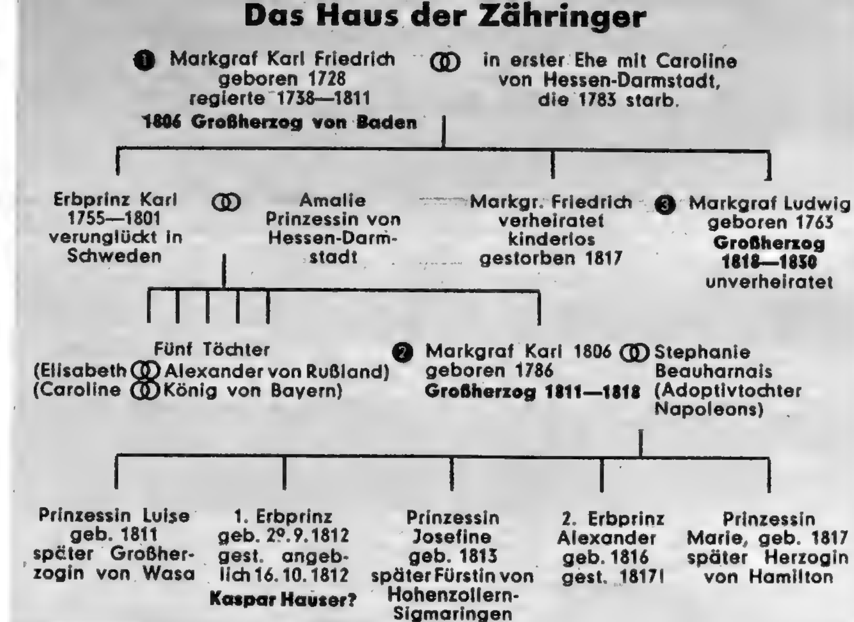
Cui bono — wem nützt es? fragen die Kriminalisten, wenn irgendwo ein Verbrechen verübt wird. Im Fall des Kaspar Hauser, in dem der Mörder nur wenige Spuren zurückgelassen hatte, blieb den Forschern kaum etwas anderes übrig, als nach dem Motiv des Mordes zu suchen: wer profitierte von diesem Mord?

Hätten die Kriminalisten und Historiker jener Zeit schon damals Einblick in die Dokumente nehmen können, die zum Teil erst nach über hundert Jahren aus den Staats-Archiven von Paris, Wien, Karlsruhe und München der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, dann hätten schon die Zeitgenossen Hausers begriffen, in welch schreckliche Gewissensnot Mitglieder regierender Häuser des damaligen Europas durch das Verbrechen geraten mußten.

Die erste Welle an Mutmaßungen der wahrscheinlichen Wahrheit ging durch Europa, als fünf Monate nach Kaspars Tod die Schrift eines Mannes namens Garnier veröffentlicht wurde. Der Inhalt dieser Schrift ist ebenso merkwürdig wie das Schicksal des Mannes, der sie schrieb.



War er um einen Thron gebracht worden? Immer, wenn ein Bild von Kaspar Hauser in der Öffentlichkeit erschien, flackerte das Gerücht wieder auf, daß er ein entrechteter Erbprinz sei.



Nur in einem Fürstentum ›fehlte‹ ein Erbprinz: im Großherzogtum Baden. Hier galt die männliche Erbfolge. An Stelle der so merkwürdig früh verstorbenen Söhne (Kaspar Hauser?) von Herzog Karl (2) übernahm der Onkel (3) die Regierung. Weil er unverheiratet blieb, schied die Zähringer-Linie für die Erbfolge aus: Damit wurde eine andere Fürstenlinie erbfolgeberechtigt.

J. H. Garnier war Beamter in badischen Diensten gewesen, ein fortschrittlicher und aufsässiger Mann, der mit seinen Vorgesetzten über politische Probleme zu diskutieren wagte und der schließlich außer Landes gehen mußte. Er floh nach Straßburg, wo man ihm als politischem Flüchtling Asyl bewilligte. In Straßburg erschien im Mai 1834 seine Schrift, die zwar sofort im Großherzogtum Baden verboten wurde, aber im übrigen Deutschland großen Absatz fand und in mehreren Auflagen neugedruckt wurde. Garnier behauptete, die Motive und die Hintergründe des scheußlichen Komplotts um Kaspar Hauser genau zu kennen. Er sprach aus, was viele Menschen ahnten, aber nicht beweisen konnten: daß Kaspar in Wirklichkeit Erbprinz von Baden war.

Garnier riskierte es sogar, die Namen derjenigen Persönlichkeiten zu nennen, die er für die Schuldigen hielt: den 1830 verstorbenen Großherzog Ludwig von Baden und die zweite Frau von dessen Vater, die Gräfin Hochberg. Ganz besonders aber beschuldigte Garnier einen gewissen Major Hennenhofer, die Entführung des Erbprinzen, seine Einkerkerung und schließlich den Mord an Kaspar Hauser organisiert zu haben. Dieser Major Hennenhofer war eine abenteuerliche Figur. Er war früher einmal Buchhändlergehilfe und hatte als Feldjäger in der badischen Armee gedient. Schon damals hatte ihn Großherzog Ludwig gekannt und ihn für allerlei Geheimaufträge benutzt. Hennenhofer war ohne jeden sichtbaren Grund schnell avanciert. Schließlich hatte ihn Großherzog Ludwig sogar in den Adelsstand erhoben. Damit — so behauptete Garnier — hatte Ludwig dem gefährlichsten Mitwisser des Hauser-Verbrechens den Mund gestopft.

Als Garniers Schrift in Baden verboten wurde, begab sich der Autor nach Karlsruhe, um den Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen auf-

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 35

zustellen. Er wurde sofort verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Niemand wußte, in welches Gefängnis. Niemand durfte ihn sehen. Aber es gab Männer, die zu solchen Manövern nicht schwiegen. Der Professor für Staatsrecht in Freiburg, Karl Theodor Welcker, forderte in einer öffentlichen Rede vor der Badischen Kammer, daß die Großherzoglich Badische Regierung, entweder Garnier den Prozeß machen oder ihn freilassen sollte. Daraufhin wurde Garnier in einer dunklen Nacht an die badische Grenze gebracht und des Landes verwiesen.

Garnier ging nach England. Dort suchte ihn Professor Welcker einige Jahre später auf. Welcker berichtet in seinen Memoiren, daß ihm Garnier in London einen eigenhändig geschriebenen Brief des Majors Hennenhofer zeigte. In diesem Brief riet Hennenhofer dem Garnier, ›in Zukunft seine schriftstellerischen Talente besser zu verwerten als mit Enthüllungen über den Fall Kaspar Hauser‹. Wenn Garnier von nun an schweigen würde, würde er, Hennenhofer, dafür sorgen, daß Garnier finanziell unterstützt werde.

Professor Welcker war erschüttert, als er diesen Brief las, der ein Eingeständnis des Mörders bedeutete. Welcker verlangte von Garnier, daß er den Brief sofort veröffentliche. Aber Garnier gestand ihm, daß er das nicht tun könne, weil er das Angebot auf finanzielle Unterstützung angenommen habe.

Die Memoiren Welckers, in denen diese aufschlußreiche Tatsache enthüllt wurde, erschienen erst 1857. Am 2. Januar 1850, unmittelbar nach dem Tode Hennenhofers, kam eine badische Staatskommission, bestehend aus dem Hofmarschall des Großherzogs und dem Freiburger Stadtdirektor, in Hennenhofers Wohnung und beschlagnahmte sämtliche Papiere. Diese Papiere, darunter Tagebücher und Memoiren, wurden nach Karlsruhe gebracht, ins Großherzoglich Badische Staatsarchiv. Den Erben Hennenhofers wurde dafür aus der badischen Staatskasse der damals große Betrag von zwanzigtausend Gulden bezahlt.

Wenn also der Mörder Kaspar Hausers bereits zwanzig Jahre nach dem Mord einigen Leuten bekannt war, so sollte es doch noch viel länger dauern, bis die ganze tragische und verhängnisvolle Vorgeschichte aufgeklärt werden konnte. Viele der damals und später regierenden deutschen Fürsten haben die Wahrheit gekannt. Wir wissen aus ihren nachgelassenen Briefen und Tagebüchern, daß einige von ihnen entsetzt und empört waren über das Verbrechen — aber sie alle taten ihr Bestes, um die Schuldigen zu decken.

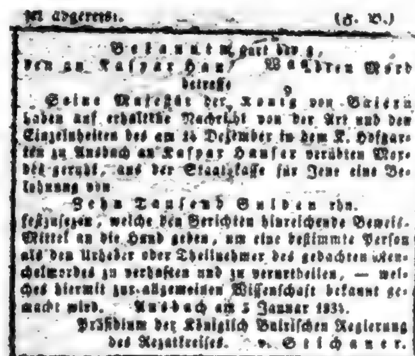
Warum aber gelang es dem Haus Baden nicht, sich von dem Mordverdacht zu befreien? Wenn Kaspar Hauser ein badischer Erbprinz war, mußte in der Erbfolge doch eine Lücke sein. Sehen wir uns darum die Genealogie des Hauses Baden an.

*

Die Geschichte beginnt lange vor Kaspar Hausers Geburt, nämlich mit dem alten Markgraf Karl Friedrich von Baden, der 1728 geboren wurde und 1811 starb. Schon als er zehn Jahre alt war, im Jahre 1738, bestieg Karl Friedrich den Thron. Es war ein sehr kleines Reich, über das er zu regieren hatte. Karl Friedrich war ein kluger Mann, der sehr geschickt den Kampf zwischen den beiden mächtigsten Fürsten seiner Zeit: zwischen Napoleon und dem Zaren von Rußland, Alexander I., auszunutzen wußte. Als Karl Friedrich 73 Jahre später starb, hatte sich Baden um das Zwölffache vergrößert und war Großherzogtum geworden.



König Ludwig von Bayern, Sohn der Caroline von Baden, tat alles, um das Verbrechen an Hauser aufzuklären. Für ihn war es kein ›Fürstenmord‹.



Bekanntmachung, den an Kaspar Hauser verübten Mord betreffend.

Seine Majestät der König von Baiern haben auf erhaltene Nachricht von der Art und den Einzelnheiten des am 14 Dezember in dem K. Hofgarten zu Ansbach an Kaspar Hauser verübten Mordes geruht, aus der Staatskasse für Jene eine Belohnung von

Zehn Tausend Gulden rhn.

festzusetzen, welche den Gerichten hinreichende Beweis-Mittel an die Hand geben, um eine bestimmte Person als den Urheber oder Theilnehmer des gedachten Meuchelmordes zu verhaften und zu verurtheilen, — welches hiermit zur allgemeinen Wissenschaft bekannt gemacht wird. Ansbach am 5 Januar 1834.

Präsidium der Königlich Bairischen Regierung des Rezatkreises. v. Stichaner.

Diese Bekanntmachung der hohen Belohnung für die Mordaufklärung erregte Mißtrauen: Welches Interesse hatte der König an Hauser?



Leopold von Baden, seit dem Tod des letzten Zähringers Großherzog, versuchte jede Aufklärung zu verhindern. Saß er auf Kaspar Hausers Thron?

Karl Friedrich war in erster Ehe mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt verheiratet; der Ehe entsprossen drei Söhne. Aber mit seinen Söhnen hatte Karl Friedrich nicht viel Glück. Der älteste, Erbprinz Karl, kam 1801 auf tragische Weise ums Leben. Der Schlitten, mit dem er durch Schweden reiste, stürzte um und begrub den Erbprinzen. Die beiden anderen Söhne des alten Großherzogs, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, blieben kinderlos.

Aber Großherzog Karl Friedrich sollte nicht ohne einen Thronerben

sterben. Sein in Schweden verunglückter Sohn hatte sechs Kinder hinterlassen, von denen allerdings fünf Mädchen waren, die nach dem Gesetz der Zähringer nicht erbfolgeberechtigt waren. Mit großer Liebe und Sorgfalt widmete sich Karl Friedrich der Erziehung seines einzigen Enkels, des Markgrafen Karl, der 1786 geboren wurde und 1806 die Adoptivtochter Napoleons, Stephanie Beauharnais, heiratete.

Von den fünf Schwestern Markgraf Karls blieb nur eine unverheiratet. Die anderen hatten in einige der mächtigsten Fürstenhöfe Europas geheiratet. Elisabeth wurde die Gemahlin des Zaren Alexander I. von Rußland, des großen Gegenspielers von Napoleon. Caroline wurde Königin von Bayern, die Mutter Ludwigs I. Die beiden anderen Schwestern heirateten den König von Schweden und den Herzog von Braunschweig. Sie alle wußten oder ahnten — wie wir aus ihren heute noch vorhandenen Briefen und Tagebüchern entnehmen können — wer Kaspar Hauser war.

Markgraf Karl, ihr Bruder, der 1811 — nach dem Tode Karl Friedrichs, seines Großvaters — Großherzog von Baden wurde, war eine zwielichtige Figur. War er der Vater des Kindes, das als ›Kaspar Hauser‹ in die Geschichte einging?

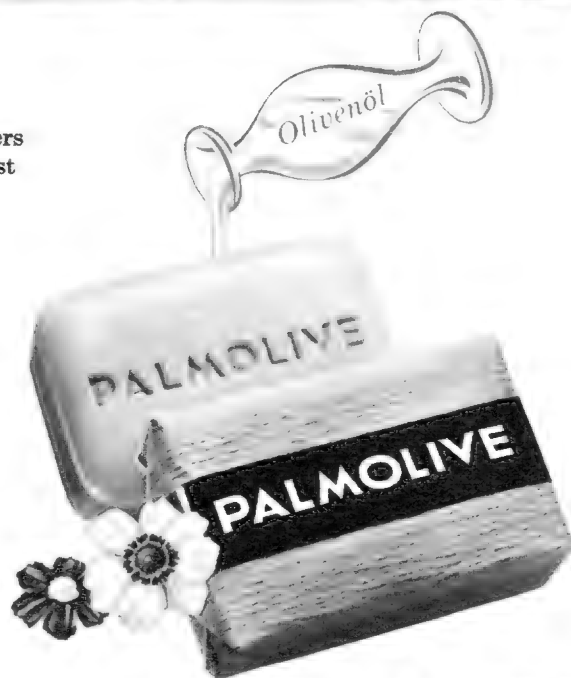
Nach zeitgenössischen Berichten soll Karl ein ausschweifender und unberechenbarer Mann gewesen sein. Er war ein Trinker, der sich in den Kneipen seiner Hauptstadt Karlsruhe nächtelang umhertrieb. Er hatte niemals Zeit, sich um Staatsgeschäfte oder um seine Gemahlin zu kümmern. Stephanie Beauharnais, die ihn 1806 geheiratet hatte, beschwerte sich mehrmals bitter bei Napoleon über die Kränkungen, die sie sich von ihrem Gatten gefallen lassen mußte. Vergeblich mahnte, drohte und donnerte der französische Kaiser — in persönlichen Briefen an Karl und durch seinen Botschafter am badischen Hofe. Erst als Napoleon seine Methode änderte und Karl in einem Handschreiben versprach, einem Sohn Stephanies ein ›großes Reich‹ zu hinterlassen, war Großherzog Karl bereit, sich mit Stephanie auszusöhnen. Die Aussicht berauschte ihn, daß sein künftiger Sohn einstmals nicht nur das Großherzogtum Baden erben sollte, sondern vielleicht auch das riesige Reich des französischen Kaisers. Im Herbst des Jahres 1810 bat er Stephanie, die bis dahin in einem Schloß bei Karlsruhe gelebt hatte, zu ihm zurückzukehren.

Das erste Kind Karls und Stephanies war ein Mädchen, Prinzessin Luise, die im Juni 1811 geboren wurde. Endlich, am 29. September 1812, kam der so sehnlich erwartete Erbprinz zur Welt. In Karlsruhe tanzte das Volk auf den Straßen. Aus allen Fürstenhöfen Europas trafen

Fortsetzung Seite 39



Ansbach heute. Das Stadtbild hat sich in den letzten 130 Jahren wenig verändert. Hier kann man noch alle Erinnerungsstätten an Kaspar Hauser sehen.





Auguste Renoir: ›Tanzendes Paar‹ (Ausschnitt)

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 37

Glückwunsch-Adressen ein. Napoleon, dessen Truppen eben in das brennende Moskau einmarschierten, sandte einen Hauptmann mit einem persönlichen Glückwunschschreiben nach Karlsruhe.

Der Brief, den Prinzessin Amalie, die Mutter des regierenden Großherzogs Karl von Baden, an ihre Tochter Caroline, Königin von Bayern, zwei Tage nach der Geburt des Erbprinzen schrieb, ist datiert: ›Karlsruhe, Donnerstag, den 1. Oktober 1812, halb ein Uhr nachts‹. In dem langen Brief heißt es:

»Ihre Schwester Frique (die Königin von Schweden) wird Ihnen das freudige Ereignis mitgeteilt haben. Die Geburt des kleinen Erbprinzen hat mir große Freude gemacht, besonders weil ich ihn schon für tot hielt, da man ihn mit Hilfe von Instrumenten gewaltsam herausbefördern mußte ... Wenn man ihn aber betrachtet, dann staunt man nicht, daß er so viel Mühe verursacht hat, zur Welt zu kommen. Er ist nämlich an Größe und Dicke enorm. Wahrhaftig, ich habe wenig Kinder dieses Ausmaßes gesehen. Er ist ganz badischer Schlag. Heute nacht hat seine Mutter Fieber gehabt. Im übrigen geht es ihr aber so gut wie möglich und dem Kleinen ausgezeichnet ... Montag abend haben die Wehen gegen elf Uhr bei der Großherzogin begonnen. Die dadurch verursachten Schmerzen machten sie ungeduldig. Ihr Bruder, der Großherzog, ist von Anfang an bis zum Ende keinen Augenblick von Stephanie gewichen, doch war auch er in einer heftigen Gemütsverfassung ... Er ist sehr glücklich und zufrieden, einen Sohn zu besitzen. Die Freude hier ist allgemein ...«

Es steht also fest, daß außer dem Vater die erfahrene Großmutter bei der Geburt des auffallend großen und starken Kindes zugegen war. Am 4. Oktober schreibt sie wieder an Caroline von Bayern: »Hier geht alles gut. Dem Kind geht es ausgezeichnet ...«

Der kleine Erbprinz lag in einem Zimmer im Erdgeschoß des Schlosses, betreut von der Nähr-Amme, Frau Josepha Schindler. Sie schlief im gleichen Zimmer wie das Baby. In dem Zimmer gab es eine Tür zum Garten, die aber stets verschlossen blieb. Der Erbprinz war gesund und munter — bis zu der verhängnisvollen Nacht vom 15. auf den 16. Oktober 1812.

Im nächsten Heft: Die Amme schlief zu fest. Napoleon ist mißtrauisch. Die zweite Frau von Karl Friedrich.

Unser Bild: Tanzendes Paar

In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entdeckten die Maler des Impressionismus eine neue Art, die Natur, ihre Gegenstände und ihre Farben darzustellen Sie erfanden die Freilichtmalerei. Gleichzeitig aber entdeckten sie für die Kunst vollkommen neue Motive, in denen sich ihr Lebensgefühl ausdrückte.

In einer Zeit, als die akademischen Salon-, Historien- und Militärmaler beim Publikum noch hoch im Kurs standen, traten die impressionistischen Künstler hinaus ins Freie, in das silbrige Licht, das im Herzen von Frankreich, in und um Paris alle Dinge verzaubert und verschönt. Die Umgebung der Stadt bot zahlreiche Motive, die durch die neue Malerei erst recht ins Bewußtsein traten: fröhlich bewimpelte Segelboote und Ruderer in buntgestreiften Trikots, junge Mädchen in duftigen Kleidern, blumenpflückende Frauen mit Sonnenschirmen, Sportler in verwegenen Kostümen, Badende am Strand, Ruderregatten und Pferderennen, ein schwimmendes Café auf der Seine, ein Gartenlokal unter im Winde vibrierenden schattenspendenden Bäumen, ein Sonntagsball unter strahlendem Himmel.



Auguste Renoir
(1841—1919)
Selbstbildnis 1910

Alles das verkörperte flirrende Lebensfreude, bedeutete ein neuartiges Einverständnis mit der frühsommerlich blühende Welt. Es war die Zeit, in der Rudern und Schwimmen modern wurden, in der man Sportklubs und Strandbäder eröffnete und den Begriff des ›Wochenendes‹ einführte, das man von nun an meistens außerhalb der Großstadt ›auf dem Lande‹ verbrachte. Einer, der die Atmosphäre jener Jahre in kostbaren Bildern festgehalten hat, war Auguste Renoir. (Über sein Leben haben wir bereits in KRISTALL 11. Jahrgang Heft 11 ausführlich berichtet.) Das bunte Getriebe im Gartenrestaurant ›Le Moulin de la Galette‹ (1877), das ›Frühstück der Ruderer‹ auf einer sonnigen Terrasse unter rot-weiß-gestreifter Markise (1881) und der von uns im Ausschnitt reproduzierte ›Tanz in Bougival‹, einem Ausflugslokal in der Nähe von Paris (1883), bilden die drei berühmtesten Beispiele innerhalb dieser Gattung. Der ganze Zauber des damaligen Lebens kommt in dem Antlitz des tanzenden jungen Mädchens im rosa Kleid zum Ausdruck, das sich träumerisch - graziös an seinen ländlich-derben Partner schmiegt. Es ist eines der reizendsten Geschöpfe, die Renoir je gemalt hat. Die Stadt Limoges, Ursprungsort der Emailmalerei, war Renoirs Vaterstadt, und die Farben des Rokoko — duftiges Rosa, leuchtendes Blau und Chromgelb — herrschen vor in seinem Werk, über dem stets ein porzellanener Schmelz zu liegen scheint.

Das französische 18. Jahrhundert, die Maler Courbet und Corot und schließlich die antike Plastik haben Renoir zeitweise beeinflußt. Seine heimliche Liebe aber galt dem großen Zeichenkünstler Ingres, dessen strenger Zucht er folgte. So wurde Renoir auch zu einem der bedeutendsten Zeichner des Impressionismus. Stets aber blieb er der unbefangene Vertreter der reinen, lebensfreudigen Malerei, die ein Fest für die Augen und Sinne bedeutet.

Dr. Hanns Theodor Flemming







Das Antlitz der ERDE

Blick auf das alte Amsterdam

Rauchduft aus gekachelten Kaminen
und dazwischen ein bißchen Nordseeparfüm;
handtuchschmale Häuser an den Grachten
und die dunklen Kissen der Baumkronen drüber,
der Kuppelschwung der Nicolaas-Kirche
und der Hafen, wo die Schiffsmasten in die Luft
stechen wie die Nadeln aus einem Nadelkissen;
um die Türme das Konzert von Möwengeschrill und
Taubengegurr, und unten die Briefträger,
ihre Taschen im Morgendunst über die Brücken
tragend — und viele Briefe haben
exotische Marken und erinnern an Bambuswälder
und Teeplantagen: das ist Hollands Hauptstadt
aus der Perspektive der Katzen
und Fernsehantennen. Amsterdam,
das eigentlich Amsteldam heißen müßte —
mit einem L, das man mit gerollter Zunge spricht, das
nach dem Geschunkel der Barkasse klingt
und nach öligem Wacholderschnaps,
das hell und dunkel zugleich ist
wie die Bilder, die Rembrandt einst hier malte,
als die Stadt ihre beste Zeit hatte
und als sogar New York noch holländisch
war und Neu-Amsterdam hieß.

Marianne Eichholz

Foto: van Noppen



Schwarz gekleidet ist der Operateur. Netzhautoperationen werden im verdunkelten Raum im Licht einer Operationslampe gemacht. Oben letzte Vorbereitung: Das Mundtuch wird umgelegt.



Fotos: Seeger

Ohne Handschuhe wird operiert. Eingriffe an der Netzhaut erfordern Feinfühligkeit und winzige Instrumente.

Operation gegen Erblindung

VON DR. MED. F. DIETZE

Im Kampf gegen die Blindheit haben die Augenärzte zwei entscheidende Erfolge errungen: die Übertragung von Hornhaut und die Operation bei Netzhautablösung.



So sieht der Arzt im Augenspiegel den Augenhintergrund. Ein Schema soll ihm die Orientierung während der Operation erleichtern. Weißer Punkt: Netzhautriß. Der schwarze Bezirk zeigt die Netzhautablösung. Darüber der gesunde Augenhintergrund (schraffiert). Durch die Operation wird der Riß geschlossen, die Netzhaut legt sich wieder an ihre Unterlage, die Aderhaut, an.

Die Hornhaut ist das vorgewölbte Fenster, das unseren Augapfel nach außen schützt und durch das Licht ins Auge fällt. Ist dieses Fenster trübe, kann man es heute unter bestimmten Voraussetzungen ersetzen. Man überträgt die gesunde Hornhaut eines Verstorbenen auf das Auge des Kranken. Durch diese Operation ist es möglich, einen Blinden wieder sehend zu machen. Sie wird heute an allen größeren Augenkliniken mit gutem Erfolg durchgeführt.

Häufiger jedoch ist die Netzhautablösung. Noch vor wenigen Jahrzehnten bedeutete diese Krankheit in den meisten Fällen fortschreitenden Sehverlust und Blindheit. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit hat sich der Kampf der Ärzte gegen dieses Leiden abgespielt. Rund 80 Prozent der Kranken kann heute geholfen werden.

Die Netzhaut ist das bildaufnehmende Organ des Auges. In ihr wird der physikalische Lichtreiz mit Hilfe photochemischer Prozesse in den nervösen Reiz umgewandelt. Sie ist die eigentliche Sehhaut und umschließt den gallertartigen, durchsichtigen Glaskörper, der hinter der Linse liegt und durch den das einfallende Licht gebrochen wird. Hinter der Netzhaut — nach außen zur Augenhöhle zu — liegt die Aderhaut, von der aus die Netzhaut ernährt wird. Nur an wenigen Punkten ist diese fest mit der Aderhaut verwachsen. Dennoch liegt sie unter normalen Druckverhältnissen im Augapfel fest der Aderhaut an, so daß ihre Ernährung und damit ihre Leistungsfähigkeit nie gefährdet ist.

Meist tritt Netzhautablösung als Folge einer Erkrankung auf. Es entstehen kleine Risse, durch die der wässrige Inhalt des Glaskörpers sich den Weg zwischen Netzhaut und Aderhaut bahnt. Die Flüssigkeit trennt die beiden Schichten. Das geschieht zunächst nur in einem kleinen, neben dem Netzhautriß gelegenen Bezirk. Eine einmal begonnene Netzhautablösung hat aber die verhängnisvolle Neigung, sich in wenigen Wochen über die ganze Netzhaut auszubreiten: der Mensch wird blind.

Netzhautablösungen können auch durch einen Schlag auf das Auge entstehen. Der Kranke merkt plötzlich, daß das Gesichtsfeld des erkrankten Auges von Tag zu Tag mehr beschattet ist. Er sieht nicht mehr klar, sondern Funken und Flimmern. Gerade Linien knicken ab. Ebene Flächen zeigen Wellungen und Biegungen. Mit fortschreitender Netzhautablösung werden die Schatten immer größer und die Sehkraft nimmt ständig ab.

Erst durch die genialen Erkenntnisse des Schweizer Augenarztes Gonin wurde es möglich, den gefährlichen Ablauf der Erkrankung zu verhindern. Mit feinsten Glühnadeln nietete er die Netzhaut in der Umgebung des Risses an die Aderhaut an. Dadurch machte er das weitere Absickern der Glaskörperflüssigkeit hinter die Netzhaut unmöglich.

Vier Wochen lang muß der Kranke nach der Operation mit Verbänden um die Augen ruhig liegen. In dieser Zeit legt sich die Netzhaut wieder an die Aderhaut an. Diese Operation ist sehr schwierig. Risse, die nur den Bruchteil eines Millimeters messen, müssen erkannt werden.

Deshalb entwickelte der österreichische Augenarzt Baugert jetzt ein einfacheres Verfahren. Er saugt die hinter die Netzhaut gesickerte Glaskörperflüssigkeit sorgfältig ab und verschließt den Riß durch ein Stückchen Placentargewebe. Es entsteht eine Entzündung, und die Netzhaut verwächst im Bereich des Risses mit der Aderhaut. Diese Methode hat besonders bei früh erkannter Netzhautablösung hervorragende Ergebnisse. Bei länger bestehender Erkrankung wird die alte Methode mit der Glühnadel angewendet

Jetzt: à la „Tischlein deck dich"

Jetzt kann man, auch wenn man wenig Zeit hat, manches feine Gericht zubereiten, zu dem Kartoffelpüree gehört.

Denn endlich gibt es das, was man sich schon lange gewünscht hat: pürri, das Kartoffelpüree à la „Tischlein deck' dich".





Wie schnell das geht – wie bequem und sauber: man schlägt pürri mit dem Schneebesen in heiße Milch, läßt es 1 Minute kochen, und schon steht ein geschmeidiges, duftig lockeres Kartoffelpüree auf dem Tisch. Das schmeckt und bekommt gut. Denn pürri wird aus nichts anderem als frischen, gargekochten Speisekartoffeln gemacht, ist also „naturrein" im wahren Sinne des Wortes.

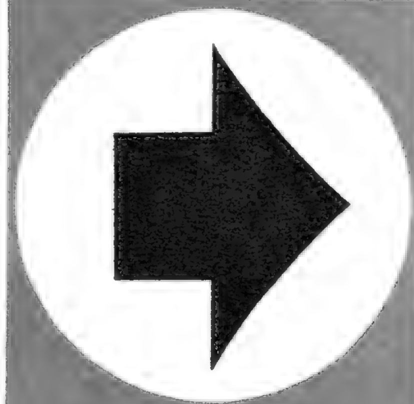
Und pürri ist sehr praktisch verpackt: Jedes Paket enthält 2 Beutel zu je 2 Portionen, pürri paßt also nicht nur für den kleinen, sondern auch für den größeren Haushalt.

Kartoffelpüree



fertig in 1 Minute

4 Portionen kosten 95 Pfg.



Jede **Kristall**-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Die Engländer verbrennen Johanna von Orléans

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Geschichte der Menschheit

Sehr richtig, was in Nr. 28 der ›Geschichte der Menschheit‹ geschrieben wurde: Boccaccio war ein Dichter, und sein ›Decamerone‹ ist ein Kunstwerk! Leider wird heute dieses Meisterwerk, das Sie mit vollem Recht neben Dantes ›Göttliche Komödie‹ stellen, von vielen Leuten zur Unterhaltungsliteratur gezählt. Dabei gibt es wenige Werke der Weltliteratur, die eine so nachhaltige Wirkung ausgeübt haben. Die ganze Novellenkunst geht auf Boccaccio zurück. Und auch Goethe hatte für seine ›Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter‹ Boccaccios ›Decamerone‹ zum Vorbild.

Richard KÖHN, Hamburg

Seitdem der Stoff unseres Geschichtsunterrichts mit dem Ihrer ›Geschichte der Menschheit‹ parallel läuft, sind die Geschichtsstunden noch einmal so lebendig. Denn nun sehen wir in der Zeitschrift Abbildungen und können uns eine Anschauung machen von den Menschen und Dingen, die behandelt werden.

Günter SCHLICHTING, Aachen

Das Bild der Marienburg in Nr. 7 hat mich einigermaßen enttäuscht. Jeder Kenner des deutschen Ostens wird mir das nachempfinden. Die Burg liegt an der Nogat.

Dr. Werner PRAASCH, Berlin-Charlottenburg

Daß der Schwarze Tod wirklich allein in Europa 25 Millionen Menschenleben gefordert haben soll, wie es in Nr. 28 heißt, scheint mir doch etwas zu hoch gegriffen.

Gisela SCHUMACHER, Köln

[Lange Zeit hatte die Geschichtsforschung die Verluste durch die Pestepidemie unterschätzt, weil sie die Richtigkeit der zeitgenössischen Zahlenangaben bezweifelte. In der Tat sind mittelalterliche Zahlen ja häufig übertrieben. Sehr sorgfältige Untersuchungen der jüngsten Forschung haben aber ergeben, daß die Verluste tatsächlich so hoch waren.]

Weitere Briefe siehe Seite 49

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL | 1371 - 1410 nach Christus | Nr. 29 · Seite 113

Bauernaufstand in England: Rebellen eroberten London

Sie fordern ›Gleichheit aller Menschen‹

Von unserem Londoner Korrespondenten

London, im Juni 1381

Ein unübersehbares Chaos herrscht in der englischen Hauptstadt. Rebellische Bauern- und Bürgerbanden, die sich von der Leibeigenschaft befreien wollen, sind mit Gewalt in die Stadt eingedrungen und haben unter der herrschenden Klasse ein Blutbad angerichtet. Die von Wat Tyler geführten Banden konnten sogar den Tower erobern, den Wohnsitz des englischen Königs. Viele Adlige wurden ermordet, unter ihnen auch der milde Erzbischof Sudbury. Seinen Kopf haben Wat Tylers Männer auf London Bridge aufgepflanzt. Aber wenig später war auch der Rebellenführer Wat Tyler nicht mehr am Leben: Als er mit seinen Rebellen dem jungen König, dem 15jährigen Richard II., entgegentrat und den König beleidigte, wurde er von dem Londoner Bürgermeister niedergestochen.

Mit seinem unerschrockenen Vorgehen hat der Londoner Bürgermeister möglicherweise das Blatt gewendet. Die herrschende Klasse, die zunächst von wilder Panik erfaßt war, scheint wieder Mut zu fassen; jedenfalls hat sie ihre Leute endlich zu den Waffen gerufen. Selbst der König, der den Rebellen bereits weitgehende Zugeständnisse gemacht hatte, ist jetzt zu härtestem Widerstand entschlossen.

Aber auch die Rebellen wollen nicht nachgeben. Im Namen Gottes fordern sie Freiheit und Gerechtigkeit für die Armen. Das hatten viele wandernde Priester und Mönche seit Jahren gepredigt. Besonders John Ball hat immer wieder auf die Gleichheit aller Menschen hingewiesen. Tief beeinflußt von den Predigten des John Wiclif hat sich der Priester John Ball als Rebellenführer unmittelbar an dem Aufstand beteiligt. Von ihm stammt das Wort: »Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?«

John Ball sagt: »Die Dinge in England können sich nicht zum Guten wenden, ehe nicht alle Dinge allen Menschen gemeinsam sind; ehe es weder Vasallen noch Herren mehr gibt; ehe die Herren nicht ebenso viele und ebenso wenige Rechte haben wie wir alle. Stammen nicht alle von denselben Eltern, von Adam und Eva, ab?« Und so predigt auch John Wiclif immer wieder gegen die Vorrechte des Adels.

Die Rebellen, die von Robin Hoods Banden der Vogelfreien unterstützt werden, sind nicht etwa Proletarier. Es sind Bauern, die frei sein wollen, frei von den Diensten, die sie ihren Grund- oder Gutsherren leisten sollen. Durch die Pest von 1348/49 war Englands Bevölkerung fast auf die Hälfte reduziert worden. Während vorher Landhunger herrschte, ist nun plötzlich genug Land da. Aber es fehlt an Arbeitskräften. Und die Bauern wollen jetzt ihr eigenes Land bestellen, nicht mehr das der Grundherren. Deswegen fordern sie Gleichheit und Freiheit. Sie wollen nicht mehr Leibeigene der adligen Herren sein.

Als die Regierung dann eine drückende Kopfsteuer einführte, kam es in nicht weniger als 28 Grafschaften zum Volksaufstand. Teils von den Priestern der Kirchsprengel, teils von den alten Bogenschützen und mitunter auch vom sympathisierenden Landadel geführt, erhoben sich die halbbewaffneten Dörfler und das Stadtvolk. Sie drangen in die Schlösser und Abteien ein. Sie erpreßten sich ihre Rechte und verbrannten die verhaßten Urkunden. Die meisten Edelleute flohen von ihren Besitzungen und versteckten sich in den umliegenden Wäldern. Besonders mußten die Klöster leiden. Der Prior von Bury St. Edmunds wurde von seinen Leibeigenen ermordet.

Dann marschierten die Banden auf die Hauptstadt. Der Pöbel von London und eine Parteigruppe der Ratsherren öffnete den Bauernheeren die Tore. Die Panik war so groß, daß man die königliche Festung des Towers den Rebellen übergab. Auf dem Tower Hill in London haben Tylers Leute den Erzbischof von Canterbury enthauptet.



Voller Zorn über das freche Verhalten Wat Tylers gegenüber dem König, stürzte sich Londons Bürgermeister auf den Rebellenführer und stach ihn nieder. Tylers Leute wagten nicht, sich zu rühren.



Sogar den Tower haben die Rebellen erobert

7000 Rebellen wurden gehängt

Von unserem Berichterstatter

London, September 1381

Der Aufstand der Bauern und Kleinbürger ist vollständig niedergeschlagen. Alle von König Richard II. anfänglich gemachten Zugeständnisse an die Rebellen wurden widerrufen. Der Traum des John Ball ist ausgeträumt. Ball und Wat Tyler, die Führer der Rebellion, sind tot. Der Priester, der so fanatisch für die Gleichheit aller Menschen gekämpft hat, wurde enthauptet. 7000 Rebellen starben am Galgen.

Eine Armee von 40 000 Mann hatte der junge König gegen den Aufstand eingesetzt. Die Rebellen waren völlig überrascht. Denn im Juni hatte Richard ihnen die Abschaffung der Leibeigenschaft zugestanden. Wenige Wochen später aber ließ er den Aufständischen sagen: »Leibeigene wart ihr und Leibeigene seid ihr. In Knechtschaft sollt ihr leben, und nicht in eurer alten Knechtschaft, sondern in einer schlimmeren!«

John Wiclifs revolutionäre Forderungen

Von unserem Berichterstatter

Lutterworth (England), 31. XII. 1384

Auf seiner Pfarrei Lutterworth starb heute, 56jährig, der bedeutende Theologe John Wiclif. Erst kürzlich hatte Wiclif, der lange Zeit an der Oxforder Universität Professor für Theologie war, seine englische Bibelübersetzung herausgebracht. Vor zwei Jahren aber waren Wiclifs Lehren von einer Londoner Kirchenversammlung verdammt worden. Trotzdem ist seine Lehre keineswegs tot; im Gegenteil: Kenner behaupten, daß Wiclifs Saat noch erst aufgehen wird.

John Wiclifs theoretisches Programm enthält eine Anzahl einschneidender Neuerungen. Unter dem Schutz des Herzogs von Lancaster stehend, richtete Wiclif scharfe Angriffe gegen den Klerus. Er forderte:

- daß die Kirche auf die weltliche Herrschaft verzichtet,
- daß das Kirchengut eingezogen wird,
- daß die Bibel jedermann in seiner eigenen Sprache zugänglich gemacht werden muß,
- daß das Abendmahl nur als ein Gleichnis, als Symbol, ausgelegt werden soll,
- daß eine von Rom unabhängige englische nationale Kirche errichtet werden muß.

Von diesen revolutionären Gedanken war auch der Priester und Rebellenführer Wat Tyler stark beeindruckt.

Die Eidgenossen schlugen Österreichs Ritterheer

Schweiz will Freiheit

Von unserem Berichterstatter

Sempach (Schweiz), 13. XII. 1386

Einen glänzenden Sieg errangen die Schweizer Städte Zürich, Bern, Zug und Solothurn in einer Schlacht bei Sempach über die Österreicher. Die Städter, die von den Eidgenossen unterstützt wurden, haben das Ritterheer Herzog Leopolds III. von Österreich nahezu vernichtet. Nach diesem neuen Sieg der Schweizer dürfte es nur noch eine Frage der Zeit sein, daß das Haus Österreich den Schweizern endlich ihre Unabhängigkeit vertraglich anerkennt.

Verbündet mit den Schweizern waren 30 schwäbische und 13 rheinische Städte, doch haben sie an der Schlacht nicht teilgenommen. Die Schlacht war am 9. Juli, einem heißen Sommertag. Den Schweizern kam die Schwüle des Tages, in der die gepanzerten Ritter erlahmten, sehr zugute. Mit ihren scharfen Hellebarden richteten sie ein fürchterliches Blutbad an. Unter den Erschlagenen war auch der Herzog von Österreich, erst 35 Jahre alt. Er war von brennendem Ehrgeiz erfüllt und von tatkräftigem Willen beseelt, aber zu ungestüm in seinem Wesen und zu gewalttätig in seinem Vorgehen. Hastig hatte er versucht, seinen Besitz zu mehren, wobei er jedoch zahlreiche Burgen in der Schweiz verpfändete, wodurch die Schweizer jetzt leichtes Spiel hatten.

Teilnehmer des Kampfes haben uns folgendes berichtet: Die österreichischen Ritter waren abgesessen und gingen in dichten Scharen vorwärts. Die Eidgenossen kamen aus dem Wald hervor und sahen sie anrücken. Da knieten sie nieder zum Gebet, und dann erst stürzten sie in vollem Lauf und mit Kriegsgeschrei auf die schwer gepanzerten Ritter.

Daß ein Schweizer namens Arnold Winkelried in die dichte Mauer der Ritter eine Gasse bahnte, indem er — wie erzählt wird — mit seinen Armen mehrere Spieße umfaßte und sie sich in die Brust drückte und sie im Fallen niederriß — diese Version wurde uns nicht bestätigt.

An unsere Leser

Unruhe ... Unordnung

Das Stichwort unserer Zeit heißt Unruhe. Wohin man blickt ist Bewegung, Aufbruch, Rebellion. In England war der große Aufstand der Bauern. In Flandern gärt es unter den zahlreichen Textilarbeitern. In Deutschland kämpfen die Eidgenossen um Recht und Freiheit. Eine Ordnung, die durch Jahrhunderte bestand, bricht auseinander.

Bisher war das Abendland trotz aller Risse eine Einheit gewesen. An seiner Spitze stand der Papst oder der Kaiser oder beide zusammen. Jetzt aber hat der englische Theologie-Professor John Wiclif den Führungsanspruch der römischen Kirche in Frage gestellt. In Böhmen hat Johann Hus die Gedanken des Oxforder Professors aufgegriffen, Gedanken, die unserem ganzen Ordnungsgefüge einmal gefährlich werden können.

Aber eine Gefahr für die Ordnung ist zugleich eine Gefahr für jeden einzelnen von uns. Wenn die Anhänger John Wiclifs und des Prager Rektors Johann Hus Freiheit von Kirche und Staat fordern, dann bleibt die Frage, was der Mensch mit seiner Freiheit beginnen soll. Wird er nicht, erst einmal von einer Bindung befreit, immer größere Freiheiten verlangen? Und werden dann nicht an die Stelle einer festen Ordnung, in der der Mensch geschützt und aufgehoben ist, Unordnung und Gefährdung treten?

In Prag wird zur Zeit ein Sprachkunstwerk diskutiert, das die angedeuteten Gefahren bereits erkennen läßt. Es ist „Der Ackermann aus Böhmen" des Johann von Saaz. Darin geht ein Mensch so weit, daß er Freiheit vom Tod fordert; ein Mensch verlangt Unsterblichkeit und die Wiederherstellung des Paradieses. Gott jedoch weist den Menschen in seine Schranken zurück. So jedenfalls ist es in dem Kunstwerk. Aber wird es so auch in Wirklichkeit sein?

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Mensch die Schönheit dieser Welt wiederentdeckte, daß er die Freude am diesseitigen Leben zurückgewann. Jetzt hat der abendländische Mensch zum erstenmal sich selber entdeckt, seine Kraft, seine Macht, sein Ich.

Klaus Störtebeker gefangen

Hamburger siegten über Seeräuber - Gefangene sollen hingerichtet werden

Von unserem Berichterstatter

Hamburg, 1401

Der bekannte Seeräuberführer Klaus Störtebeker ist von den Hamburgern gefangengenommen worden. Diese Nachricht verbreitete sich mit Windeseile durch ganz Norddeutschland. Und als die Hamburger Schiffe, die den alten Freibeuter und siebzig seiner Männer aufgebracht hatten, die Elbe hinaufsegelten, wobei sie Störtebekers schwer angeschlagenen ›Seewolf‹ im Schlepp hatten, da schlug ihnen aus den Elbedörfern lauter Jubel entgegen.

In Hamburg selber herrschte geradezu Hochstimmung. Die Geschäftsleute schlossen ihre Läden, die Menschen liefen auf die Straßen, um das aufregende Ereignis zu diskutieren. Als die Schiffe ankamen, war der Strand schwarz von Menschen. Dann wurden die Gefangenen durch die dichte Menschenmasse in den Keller unter dem Rathaus gebracht. Es ist sicher, daß Störtebeker und seine Männer ihr Leben verwirkt haben. Hamburgs Henker wird bald viel Arbeit haben.

Die Freude der Hamburger über die Gefangennahme Störtebekers ist mehr als verständlich. Jahrzehntelang haben die Seeräuber Ost- und Nordsee unsicher gemacht. Wehrlose Koggen der Kaufleute haben sie überfallen, ausgeplündert und in den Grund gebohrt, und ebenso haben sie die Handelsniederlassungen ausgeraubt und überall Furcht und Schrecken verbreitet. Am schlimmsten trieben es Godeke Michels und Klaus Störtebeker.

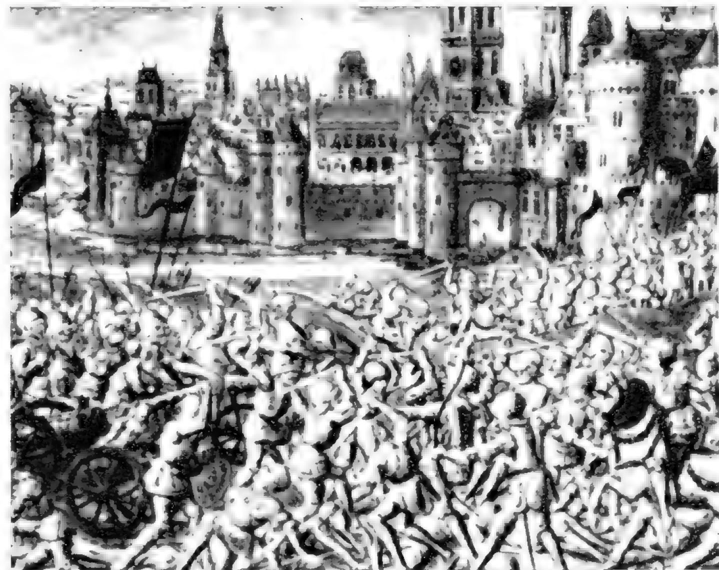
Der Freibeuter Störtebeker wollte aber nicht nur plündern und Beute machen. Er hatte ehrgeizigere Pläne. Und hierbei kamen ihm die Ereignisse in ungeahnter Weise zustatten.

Im Jahre 1380 hatte die ebenso rücksichtslose wie kluge Margarete von Dänemark das Königreich Norwegen unter ihre Herrschaft gebracht. Aber schon bald hatte Margarete, die man die Semiramis des Nordens nennt, nur noch einen einzigen Wunsch: neben Dänemark und Norwegen wollte sie auch Schweden unter ihren Einfluß bringen. Mit viel Geschick verstand sie es, den schwedischen Adel auf ihre Seite zu ziehen. Sie brachte es schließlich so weit, daß der Adel sie gegen den König zu Hilfe rief. König war Albrecht von Mecklenburg. In der Schlacht bei Falköping nahm sie den König gefangen, und von nun an war sie die unbeschränkte Herrin über die drei nordischen Königreiche.

Aber die Mecklenburger waren über ihr rücksichtsloses Vorgehen im höchsten Grade empört. Sie versuchten, über den Norden eine Blockade zu verhängen. Doch die anderen Hansestädte wollten sich ihren Handel nicht verderben lassen, und so mußten sich die Mecklenburger für ihren Plan nach anderen Bundesgenossen umsehen. Da kamen sie auf den Gedanken, die Seeräuber für sich zu gewinnen. Die Seeräuber waren einverstanden. Ihre Aufgabe war es, die Handelswege nach dem Norden zu blockieren. Die Blockadebrecher wurden von ihnen aufgebracht und geplündert. Zugleich mußten sie aber die Stadt Stockholm mit Lebensmitteln versorgen; denn Stockholm hielt noch immer treu zu König Albrecht und den Mecklenburgern. Durch diesen Transport von Lebensmitteln oder ›Viktualien‹ erhielten die Seeräuber den Namen ›Vitalienbrüder‹.

Mehrere Jahre durchpflügten die Vitalienbrüder die Ostsee. Von ihren Stützpunkten aus schwärmten sie immer wieder aus und jagten Blockadebrecher. Wisby, das Störtebeker in einem kühnen Nachtangriff erobert hatte, machten sie zu ihrem Hauptstützpunkt. Bald erstreckten sich ihre Kaperfahrten bis in die Nordsee. Sie fuhren an der Südspitze Schwedens vorbei, durch das Skagerrak bis hinauf nach Bergen, der reichsten Stadt an der norwegischen Küste. An einem einzigen Tage wurde Bergen von einer unter der Führung Störtebekers stehenden Flotte dem Erdboden gleichgemacht.

Die Zerstörung von Bergen hatte in Lübeck und Hamburg starke Empörung ausgelöst. In aller Eile wurden neue und größere Schiffe gebaut, die den Vitalienbrüdern schwer zu schaffen machten. Und auch Rostock und Wismar lösten sich jetzt von ihren Bundesgenossen, und die Vitalienbrüder waren wieder Seeräuber.



Vor Brügge besiegten die Genter den Grafen von Flandern.

Philipp v. Artevelde Herr über Flandern

Von unserem Berichterstatter

Brügge (Flandern), 1381

Vor den Toren der Stadt Brügge haben die Genter Bürger unter ihrem Führer Philipp von Artevelde den Grafen von Flandern besiegt. Philipp hat die Stadt Brügge eingenommen und betrachtet sich als Herr über Flandern.

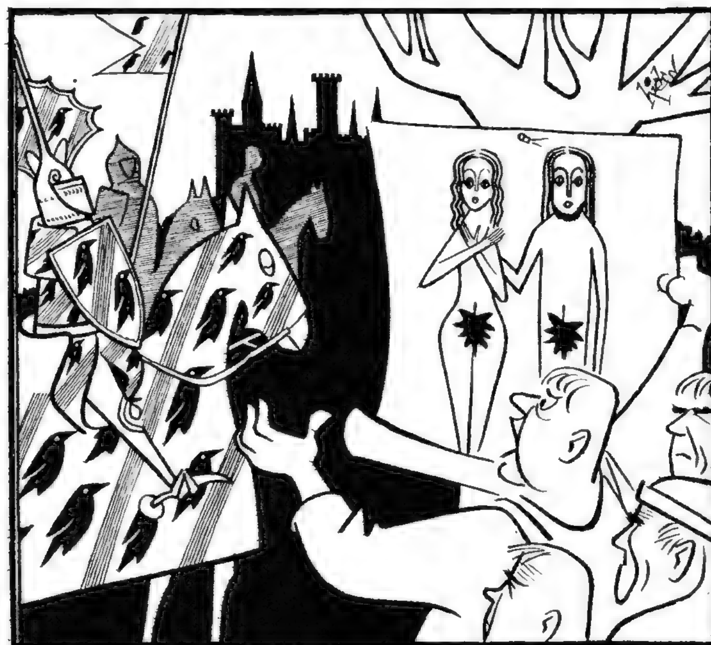
In Flandern, dem wirtschaftlich am meisten entwickelten Land Europas, sind starke soziale Spannungen. Hinter Philipp stehen die Massen der schlecht bezahlten Textilarbeiter und die Bürger der flandrischen Städte. — Graf Ludwig von Flandern hat sich unmittelbar nach der Niederlage an Herzog Philipp von Burgund um Hilfe gewandt.

Karl VI. verfiel dem Wahnsinn

Nachrichtendienst der G. d. M.

Paris, 1392

Wie wir aus Paris erfahren, ist der französische König, der erst 24jährige Karl VI., dem Wahnsinn verfallen. Als Reichsverweser regieren an seiner Stelle der Herzog von Orléans und der Herzog von Burgund. Von einer gemeinsamen Regierung kann jedoch nicht die Rede sein. Vielmehr kämpfen die Herzöge um die alleinige Herrschaft. Schon jetzt gibt es zwei Parteien in Frankreich: Burgund und Orléans.



Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?

Was man wissen muß

Auf dem Wege über den Streik haben die Textilarbeiter von Florenz ihre Forderungen nach mehr Freiheit durchgesetzt.

* * *

Statt mit dem sehr alten Würfelspiel vertreibt man sich in Deutschland jetzt meist mit Spielkarten die Zeit.

* * *

Kurfürst Ruprecht von der Pfalz hat in Heidelberg eine Universität gestiftet.

* * *

Hier und da gibt es auch in Europa schon Windmühlen, die man sonst nur bei den Arabern sah.

* * *

Ein Altersheim für Handwerker hat der Nürnberger Bürger Konrad Mendel gegründet.

* * *

Durch einen Kanal wurden Elbe und Trave miteinander verbunden. Jetzt können die Schiffe auf kurzem Weg von Hamburg über Lauenburg nach Lübeck fahren.

* * *

Deutsche Bauern tragen als Fußbekleidung den Bundschuh.

* * *

Eine Rolandsäule wurde auf dem Marktplatz zu Bremen errichtet.

* * *

Pestschriften deutscher Ärzte empfehlen neben gottesfürchtigem Leben schnelle und weite Flucht aus dem Pestort sowie häufige Waschungen und reichlich Essiggenuß.

* * *

In Arabien wird neuerdings Kaffee angebaut und getrunken. Die Araber haben den Kaffee in Abessinien kennengelernt.

Sieg über die Bürger

Deutsche Städte wollten frei sein

Von unserem Berichterstatter

Döffingen (Schwaben), 1388

Graf Eberhard von Württemberg hat bei Döffingen südwestlich von Stuttgart den schwäbischen Städten eine große Niederlage beigebracht. Besonders die Bürger von Nürnberg und Eßlingen hatten sehr hohe Verluste. Aber auch Eberhards einziger Sohn Ulrich ist auf dem Kampffeld geblieben.

Mit seinem Sieg bei Döffingen hat Eberhard, der den Beinamen »Der Greiner« trägt, den schwäbischen Städtebund stark angeschlagen. Zwar scheint die Macht der Städte noch nicht gebrochen, aber Eberhard hat doch die militärische Überlegenheit der Fürsten über die Bürger deutlich gemacht. Seit langem sind die Zustände im Reich äußerst unerfreulich. Die Fürsten und die Städte sind in einen hoffnungslosen Gegensatz geraten. Die Städte wollen nicht mehr den Landesfürsten untertan sein, sondern nur noch dem König. Sie wollen beim Reich sein, sie wollen frei sein. Das Ziel aller Städte ist es, »Freie und Reichsstadt« zu sein.

Zu diesem Ziel haben sie sich zu Bünden zusammengeschlossen. Aber die meisten dieser Verteidigungsgemeinschaften taugen nicht viel. Denn im Ernstfall denkt jede Stadt nur an ihr eigenes Schicksal. So kommt es, daß sie einzeln zum Kampf gefordert und einzeln geschlagen werden. Es fehlt ihnen an echtem Gemeinschaftsgefühl.



Die Tanzwütigen aus einem sächsischen Dorf, die dazu verdammt waren, ein ganzes Jahr lang zu tanzen.

Vom Dämon des Tanzes besessen

Am Rhein und in Flandern ist eine seltsame Epidemie ausgebrochen

Von einer seltsamen Sekte wird aus den rheinischen und flandrischen Städten berichtet: Besonders in Lüttich, Metz, Köln und Trier sind viele hundert Menschen von der Tanzwut besessen. Sie tanzen auf den Plätzen und auf den Gassen, bis sie total erschöpft sind. Es ist, als ob sie von einer Krankheit befallen wären. Sobald sie Musik hören, müssen sie tanzen. Wir haben unseren Korrespondenten in Lüttich gebeten, uns über die Tanzwütigen einen Bericht zu geben.

Von unserem Berichterstatter

Lüttich, 1374

Es waren Hunderte und später Tausende, die da plötzlich zu tanzen und zu rasen begannen. Sie tanzten auf derselben Stelle stundenlang, ja oft den ganzen Tag. Dann fielen sie nieder und ließen sich mit Füßen treten. Sie glaubten, daß sie dadurch von der Tanzwut geheilt würden.

Viele Tänzer gingen mit bloßem Oberkörper und trugen Kränze im Haar. Sie tanzten auf den Straßen und in den Kirchen, wobei sie unerhörte Teufelsnamen ausstießen. Nach dem Tanz schienen die Teufel, von denen sie sich besessen glaubten, sie sehr zu quälen.

Von September bis Oktober wuchs die Sekte der Tanzwütigen zu vielen Tausenden an. Aus Deutschland strömten täglich neue Tänzer herbei, und zu Lüttich und in der Nachbarschaft wurden viele, die bis dahin an Leib und Seele gesund gewesen waren, plötzlich von der Tanzwut ergriffen. Sie reichten den Tänzern die Hand und tanzten mit. Teils schienen sie das Tanzen als ein Vergnügen zu empfinden, teils als einen unerträglichen Zwang. Manche gaben die Schuld den Priestern. Sie warfen ihnen vor, daß sie die Kinder nicht richtig tauften. Um das Fest Allerheiligen versammelten sich deswegen in dem Flecken Herstal bei Lüttich eine Menge Tänzer, Männer und Weiber, und beschlossen, nach Lüttich zu ziehen und dort die Prälaten und die ganze Geistlichkeit umzubringen.

In Weihwasser getaucht

Als sie aber nach Lüttich kamen und von frommen Leuten vor die Geistlichen geführt wurden, taten sie ihnen nichts, sondern ließen sich vielmehr von den Geistlichen heilen. Einige wurden in die Muttergotteskapelle des St.-Lambertus-Klosters gebracht, wo der Priester Ludwig Loves ihnen eine geweihte Stole auflegte und ihnen aus dem Evangelium las.

Auch in anderen Kirchen versuchte man, die von der Tanzwut Besessenen zu heilen. Ein Priester tauchte ein Mädchen, dessen Dämon bisher keiner Beschwörung hatte weichen wollen, bis an den Hals in Weihwasser. Der Priester sagte, daß der Dämon zwei Jahre in dem Mädchen gewohnt habe, daß er nun aber gezwungen wurde, auszufahren und zu weichen.

Ein Strom von Blut

Phantastisch waren die Aussagen, die manche von den Tänzern gemacht haben. Auf die Frage, warum sie denn immer so hochgesprungen seien, antworteten einige, sie hätten das Empfinden gehabt, durch einen Strom von Blut zu müssen. Andere sagten, sie hätten während des Tanzens den Himmel offen gesehen mit dem thronenden Heiland und der Mutter Gottes. Auffallend war, daß viele der Tanzenden einen geradezu krankhaften Widerwillen gegen die Schnabelschuhe hatten.

Daß die Tanzwut schon früher manchmal aufgetreten ist, zeigt eine Begebenheit aus dem Jahre 1012, wenngleich sie in einigen Einzelheiten heute wohl nicht mehr ganz wahrheitsgetreu erzählt wird. Es war zu Weihnacht in einem Dorf in Sachsen. Da fingen plötzlich, als der Priester die Mitternachtsmesse sang, achtzehn Personen auf dem Kirchhof zu tanzen an. Auf die Ermahnungen des Priesters wollten sie nicht hören. Da wurde er zornig und verfluchte sie: »Nun wolle Gott, daß ihr ein ganzes Jahr tanzen müsset!« Tatsächlich sollen die achtzehn jungen Menschen dann ein ganzes Jahr getanzt haben.

Ob sich das nun wirklich so zugetragen hat oder anders, wahr ist, daß jetzt nicht nur in Lüttich, sondern überall in Flandern und am Rhein unter den Leuten ungeheure Angst war, es könne ihnen jemand die Tanzwut anwünschen. »Daß dich der Tanz ankomme!« das war das am meisten gefürchtete Wort. Die Menschen glaubten, daß sie dann ohne Erbarmen mit den Tänzern müßten, monatelang, vielleicht jahrelang von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt ziehend und immer tanzend, bis zur Erschöpfung.

Boccaccio †

Von unserem Berichterstatter

Certaldo (Italien), 21. XII. 1375

Der italienische Dichter und Gelehrte Giovanni Boccaccio ist heute im Alter von 62 Jahren in Certaldo gestorben. Seine letzten Lebensjahre waren ganz seinen gelehrten Studien gewidmet, in denen er eng mit seinem großen Freund, dem bereits im vorigen Jahr verstorbenen Petrarca zusammenarbeitete.

Seinem Freund Petrarca haben wir es zu danken, daß Boccaccio der Kunst und der Wissenschaft treu blieb. Im Jahre 1362 war nämlich ein Karthäuser bei Boccaccio erschienen. Er verkündigte dem Dichter sein nahes Ende und drohte mit ewiger Verdammnis, wenn er die Dichtkunst und die weltlichen Studien nicht aufgeben würde. Boccaccio war von dieser Begegnung tief erschüttert. Da war es der selbstsichere Petrarca, der dem Freund in einem langen Brief von der notwendigen Haltung jedes selbständigen Geistes dem Leben und dem Tod gegenüber sprach. Dennoch blieb bei Boccaccio eine gewisse Reue, den lebensfrohen ›Decamerone‹ geschrieben zu haben.

Ein Mann aus Böhmen streitet mit dem Tod

Von unserem Mitarbeiter für Literaturgeschichte

Prag, 1400

In Prag, das noch immer als deutsches Kulturzentrum gilt, macht ein Sprachkunstwerk von sich reden, das der etwa 40jährige Rektor der Lateinschule in Saaz, einer kleinen Stadt im nördlichen Böhmen, soeben vollendet hat. Das in deutscher Sprache verfaßte Werk heißt: ›Der Ackermann aus Böhmen‹. Es ist ein Streitgespräch zwischen dem Menschen und dem Tod. Sein Verfasser heißt Johann Tepla oder Johann von Saaz.

Der Mensch — hier der Ackermann — klagt den Tod an, der ihm seine junge Frau genommen hat; der Tod versucht, sich zu rechtfertigen, und Gott fällt in diesem höchst dramatischen Streit schließlich die Entscheidung. Der ›Ackermann aus Böhmen‹ ist in Form, Sprache und Gehalt etwas durchaus Neues in der deutschen Literatur.

Neu ist vor allem die Art, in der hier ein Mensch dem Tod gegenübertritt. Ja, das ist nicht nur neu, das ist geradezu unerhört. Immer war bisher jeder Gedanke an den Tod zugleich ein Memento mori, eine Mahnung, daß jeder Mensch einmal sterben muß und daß das wahre Leben nicht im Diesseits, sondern im Jenseits liegt. Hier aber, im ›Ackermann aus Böhmen‹ von Johann von Saaz, wird der Tod angeklagt als der Zerstörer des Lebens. Ihm wird vorgeworfen, daß er ungerecht handelt. Der Kläger sagt ihm: »Obzwar Ihr im Paradiese entstanden seid als Mäher und nach dem Rechten ausschaut, so haut Eure Sense doch ungleich. Recht kräftige Blumen rodet sie aus, die Disteln läßt sie stehen; Unkraut bleibt, die guten Kräuter müssen verderben.«

Und der Mensch, der hier voll Bitterkeit seine Anklage erhebt, möchte den Tod am liebsten ganz ausgeschaltet wissen; das heißt er möchte das verlorene Paradies wiederherstellen. Das aber ist das Neue in diesem sprachgewaltigen Kunstwerk: Der Mensch will frei sein, frei vom Tod und frei von allem Leid; er will das Paradies wiederhaben, und zwar ein Paradies in dieser, nicht erst in jener Welt.

Gott selber fällt schließlich die Entscheidung. Beiden, dem Kläger und dem Tod, wirft er vor, daß »sie sich unabhängiger Herrschaft rühmten«, während sie in Wahrheit gar nicht unabhängig sind. Und zum Schluß spricht Gott dem Menschen für seinen mutigen Kampf die Ehre zu, dem Tod aber gibt er den Sieg. »Jeder Mensch ist dem Tod sein Leben, den Leib der Erde, die Seele Uns zu geben verpflichtet.«

Lieder der Minnesänger wurden aufgezeichnet

Dieses Bild, das einen deutschen Minnesänger zeigt, entnahmen wir der Weingartner Liederhandschrift. Die Handschrift, die kürz-



lich fertig wurde, ist eine Sammlung der bedeutendsten mittelhochdeutschen Minnesänger-Dichtungen. Den Namen hat sie nach dem Kloster Weingarten. Sie ist die zweite große Liederhandschrift. Die erste ist die Manessische.

Kunstwerk in englischer Sprache

Der Dichter Geoffrey Chaucer erzählt seine ›Canterbury-Geschichten‹

Von unserem Mitarbeiter für Literaturgeschichte

Westminster (England), 1400

›Canterbury Tales‹ (Canterbury-Geschichten) soll der Titel eines neuen Buches sein, an dem Englands bekannter Dichter Geoffrey Chaucer zur Zeit arbeitet. Man erkennt schon jetzt, aus Vorlesungen, die der Dichter dann und wann hält, daß die ›Canterbury Tales‹ einmal zu den Meisterwerken der englischen Literatur zählen werden.

Die ›Canterbury Tales‹ sind eine Rahmengeschichte mit bisher 24 Novellen, die meist in Reimversen geschrieben sind. In der Geschichte, die den Rahmen der Novellen bilden soll, stellt Chaucer dar, wie sich in einer Schenke in Southwark in England mehrere Pilger zusammenfinden. Und die erzählen sich da nun Geschichten.

Schon diese wenigen Hinweise zeigen dem Kenner moderner Literatur, daß Chaucer hier den italienischen Dichter Boccaccio zum Vorbild genommen hat. Auch dort, in Boccaccios berühmtem und heute schon sehr verbreitetem ›Decamerone‹, hat sich eine Gruppe von Menschen zusammengefunden, die sich die Zeit mit Geschichtenerzählen vertreibt. Und ähnlich wie Boccaccios ›Decamerone‹ am Anfang der italienischen Sprache steht, so sind die ›Canterbury Tales‹ die ersten Dichtungen in der englischen Umgangssprache, das heißt in einem Englisch, das alle Engländer verstehen können. Chaucer schreibt nicht in einem der vielen englischen Provinzialdialekte, nicht etwa in Walisisch oder in Cornisch. Er hat auch das Lateinische, das noch immer die Sprache des gebildeten Klerus ist, beiseite gelassen und ebenso das Französische, die Sprache der Höflinge. Man wird später einmal sagen, daß Chaucer das Englisch der Londoner Kaufleute und Bürger zu einer Kunstsprache erhoben hat.



Der Dichter Geoffrey Chaucer

Die Novellen selber hat der Dichter — auch darin seinem Vorbild Boccaccio ähnlich — alten lateinischen Sammlungen und französischen Volksbüchern entnommen. Es sind lebendige Sittenschilderungen voll derber Satire und gesundem Humor.

Chaucer, der heute etwa 60 Jahre alt ist, hat schon mit seinen zahlreichen Übersetzungen aus dem Französischen und dem Italienischen viel Ansehen gewonnen. Nach Frankreich und Italien hatte er, betraut mit diplomatischen Missionen, mehrere Reisen machen müssen. Berühmt aber wurde der gebürtige Londoner durch seine Bücher, von denen der ›Roman de la Rose‹ wohl als das bekannteste angesprochen werden kann.



Zu Besuch in der Werkstatt eines flandrischen Goldschmieds

Letzte Meldungen:

Deutscher Orden wurde besiegt

In der Schlacht bei Tannenberg siegten die Polen und Litauer

Von unserem Sonderberichterstatter

Tannenberg (Preußen), 1410

Das Heer des Deutschen Ordens erlitt bei dem Dörfchen Tannenberg in Preußen am 15. Juli durch die vereinigten Polen und Litauer eine verhängnisvolle Niederlage. Der Deutsche Orden schien bereits vor dem völligen Zusammenbruch zu stehen; doch hält die stark befestigte Marienburg an der Nogat der feindlichen Belagerung noch immer stand.

Auf die heldenhafte schon fast zwei Monate währende Verteidigung der Marienburg unter Heinrich von Plauen gründet sich die Hoffnung, daß die Niederlage von Tannenberg noch einigermaßen wieder ausgeglichen werden kann. Dennoch kann wohl kein Zweifel mehr sein, daß der Orden seine wichtigste und glanzvollste Zeit, die mit dem Namen des Hochmeisters Winrich von Kniprode verbunden ist, endgültig hinter sich hat. Die Niederlage von Tannenberg, wo der Hochmeister Ulrich von Jungingen das Ordensheer führte, kam zustande, weil der nicht zum Ritterorden gehörende preußische Adel im entscheidenden Augenblick vom Schlachtfeld desertierte.

Seit mehr als zwanzig Jahren war der Ordensstaat in seiner Existenz bedroht, und zwar durch die Vereinigung Litauens mit Polen. Indem die Litauer zum Christentum übertraten, war die Missionsaufgabe des Deutschen Ordens beendet. Von da an bildete sich ein immer tieferer Gegensatz des Ordens zu den preußischen Ständen aus, das heißt zu dem landsässigen Adel, der nicht dem Orden angehört, und den Städten.

Auch die großen Städte des Ordensstaates, Kulm, Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg und Braunsberg, die auch Mitglieder der Hanse sind, hat der Orden sich verfeindet. Er hat nämlich einen umfangreichen Eigenhandel getrieben. Seine ›Großschäffereien‹ in Marienburg und Königsberg vertrieben bis nach Flandern und England nicht nur Bernstein, dessen Gewinnung der Osten sich vorbehalten hatte, sondern auch die Überschüsse aus den Naturalabgaben seiner Untertanen. Dadurch sahen sich die Städte in ihrer wirtschaftlichen Blüte geschädigt. Von vielen Bauern und vom preußischen Adel wurden die Ordensritter wegen ihrer süddeutschen Abkunft als fremd abgelehnt. So haben innere Spannungen und Feindseligkeiten nicht wenig beigetragen zu der tragischen Niederlage.

Fast 200 Jahre liegt es nun zurück, daß die Ritter des Deutschen Ordens, als sie im Heiligen Land keine Aufgabe mehr sahen, mit der Eroberung Preußens begannen. Die Ritter, die das Gelübde der Keuschheit und der Armut abgelegt hatten, wollten die Ungläubigen zum Christentum bekehren. Sie gründeten zahlreiche Burgen und Städte, und als Preußen erobert war, riefen sie deutsche Siedler ins Land.

Bann über Johann Hus

Von unserem Berichterstatter

Prag, 1410

Papst Johann XXIII. hat über den ehemaligen Rektor der Prager Universität, den Tschechen Johann Hus, den großen Kirchenbann verhängt. Der Gebannte antwortete dem Papst mit maßlosen Schmähungen. Wie verlautet, will die Kirche den Fall Hus auf einem Konzil noch ausführlich behandeln.

Johann Hus hat die Lehren des Engländers John Wiclif aufgegriffen. Wiclif hatte die katholische Kirche wegen ihrer Verderbnis scharf angegriffen. Auch Hus fordert in seinen Vorträgen, Predigten und Schriften eine Reformation der Kirche. Seine religiösen Lehren sind jedoch mit politischen und sozialen Motiven eng verknüpft. Hus ist ein Vorkämpfer des tschechischen Volkstums; er war an den Vorgängen, die im vergangenen Jahr zum Abzug der deutschen Studenten und Professoren aus der Prager Universität geführt hatten, maßgebend beteiligt.



Johann Hus vor seinen Studenten

Kurfürsten setzten Wenzel ab

Der Sohn Kaiser Karls IV. ist faul – Nachfolger: Ruprecht von der Pfalz

Von unserem Berichterstatter

Rhense (am Rhein), 20. 8. 1400

Die am Königsstuhl bei Rhense versammelten rheinischen Kurfürsten haben den deutschen König Wenzel, den Sohn Kaiser Karls IV., als einen ›versäumlichen und entbehrlichen Entgliederer des Reiches‹ abgesetzt. Gleichzeitig wählten sie den Grafen Ruprecht von der Pfalz zum König. Die für die Neuwahl erforderliche Stimmenmehrheit wurde erreicht, indem der Pfalzgraf seine Stimme dem Erzbischof von Mainz übertrug und somit also selber an der Wahl teilnahm.

Der Gedanke eines Thronwechsels hatte schon seit längerer Zeit in der Luft gelegen. Denn Wenzel, der seit 1378 deutscher König war, ist wegen seiner Trägheit und Trunksucht überall verhaßt. Auch hielten innere Zerwürfnisse seines Hauses ihn ständig in Kriege und Fehden verwickelt, wobei er wiederholt gefangengesetzt wurde.

Wenzel wurde schließlich zum Spielball der Intrigen seiner eigenen Verwandten. Seine Lebenskraft erschlaffte immer mehr. Aber plötzlich konnte es zu einem jener gefürchteten Wutanfälle kommen, bei denen sich Wenzels grausame Härte zeigte. So ließ er zum Beispiel, weil er mit dem Prager Erzbischof verfeindet war, dessen Generalvikar Johann von Pomuk foltern und in der Moldau ertränken.

Am meisten aber hat man Wenzel sein Verhalten gegenüber Italien und Frankreich zum Vorwurf gemacht. Immer noch ist ja der Machtgegensatz zwischen Frankreich und Deutschland im Wachsen. Das zeigt sich besonders auf italienischem Gebiet. Da Italien nicht fähig ist, aus eigener Kraft zu einer geschlossenen staatlichen Gestaltung zu gelangen, versucht die französische Politik seit langem, sich in die dort entstandene Lücke einzuschieben.

Dort standen sich zwei Parteien gegenüber: das mächtige Mailand unter der Herrschaft des Giovanni Galeazzo Visconti und eine von Florenz geführte Liga, die bei Frankreich Anlehnung suchte. Wenzel verbündete sich nun mit derjenigen Partei, von der allein ein wirksamer Widerstand gegen Frankreich zu erwarten war. Und so erhob er im Mai 1395 den Visconti, der bis dahin als Reichsvikar ein absetzbarer Beamter des Reiches war, zum Herzog.

Das war ein folgenschwerer Schritt. Die Verleihung der Herzogswürde an den Visconti bezeichneten die Kurfürsten als Preisgabe von Reichsbesitz. Und das war für sie ein Hauptgrund, Wenzel abzusetzen, besonders da Viscontis Erhebung zum Herzog auch außenpolitisch eine Fehlkalkulation gewesen war.

Denn Frankreichs Antwort war ein Bündnis mit Florenz. Und wenig später annektierte es Genua und gewann damit das Sprungbrett für eine weitere Ausdehnung seines Einflusses. Als sich dann der Papst bedroht fühlte und Wenzel zum Romzug aufforderte, blieb der König untätig. So griff im Volke immer mehr die Auffassung um sich, daß es im Reiche der Christenheit an einem rechten Haupt fehle.

Jetzt gibt es drei Päpste

Konzil zu Pisa hat das Schisma verhärtet

Von unserem Berichterstatter

Pisa (Italien), 1409

Auf dem Kirchenkonzil zu Pisa, das von den Kardinälen einberufen wurde, sind die beiden Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. für abgesetzt erklärt worden. Die Kardinäle wählten den Erzbischof von Mailand als Alexander V. zum neuen Papst. Da aber Gregor und Benedikt die Beschlüsse des Konzils nicht anerkennen, gibt es jetzt drei Päpste.

Neapel und andere Teile Italiens sowie der deutsche König Ruprecht halten an Gregor XII. fest, der in Rom residiert. Spanien, Portugal und Schottland bleiben dem von Avignon nach Perpignan geflohenen Benedikt XIII. treu; die übrigen Länder wollen Alexander V. anerkennen.

Damit ist das Schisma, die Kirchenspaltung, nur noch schlimmer geworden. Das Schisma besteht schon seit 1378. Von 1309 bis 1377 hatten die Päpste in Avignon in Frankreich residiert. Dann war Gregor XI. schließlich wieder nach Rom gegangen, weil der Kirchenstaat während der Abwesenheit der Päpste verlorenzugehen drohte. Als Gregor 1378 starb, wurde in Rom Urban VI. gewählt. Aber ein Teil der Kardinäle stellte einen Gegenpapst auf: Clemens VII. Clemens siedelte nach Avignon über, wo er von Frankreich unterstützt wurde. Der französischen Regierung war ein Papst in Avignon natürlich nur willkommen, weil sie dort auf ihn und auf die Kirche starken Einfluß ausüben konnte. Diese beiden Päpste erhielten nach ihrem Tode durch die Wahl der Kardinäle Nachfolger, und damit war das Schisma eingewurzelt.

Dieses große Schisma, das sich durch das Konzil nur noch mehr verhärtete, hat dem Ansehen der Kirche sehr geschadet. Deswegen finden die Reform-Ideen von Wiclif und Hus so weiten Widerhall, und zwar in ganz Europa.

Sultan in Gefangenschaft

Sieg der Mongolen über die Türken

Von unserem Berichterstatter

Ankara (Kleinasien), 1402

In einer großen Schlacht bei Ankara in Kleinasien haben die Mongolen unter ihrem Führer Timur Lenk die osmanischen Türken besiegt. Sultan Bajezid I. wurde gefangengenommen.

Timur Lenk hat in gewaltigem Siegeszug Persien, das Indusland und Syrien erobert. Timur gilt nach Dschingis Khan als der zweite mongolische Welteroberer.

Dieser Mann, der noch einmal den ganzen Raum zwischen China und Europa erschüttert hat, ist von einer unvorstellbaren Grausamkeit, die zu einer beispiellosen Menschenvernichtung geführt hat. In Persien ließ er riesige Pyramiden aus Schädeln oder aus Leichen und Gefangenen aufbauen. Als er Delhi erobert hatte, ließ er 100 000 Gefangene töten, weil ihre Fortführung ihm zu lästig war. Mit unermeßlicher Beute kehrte Timur damals in seine Hauptstadt Samarkand zurück. Der ganze Zug nach Indien war lediglich ein Raubzug gewesen. Sein jetziger Sieg über die Türken wird in der westlichen Welt nicht ohne Interesse beachtet. Scheint doch dadurch die Entwicklung des Türkenreiches zunächst einmal zum Stillstand gekommen.



Die Kardinäle nach der Wahl des neuen Papstes

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 44

Das Jahr Zweitausend

Das Jahr 2000 ist das letzte Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts. Das 21. Jahrhundert beginnt also am 1. Januar 2001. Bei den Feiern zum Beginn des 20. Jahrhunderts wollte Kaiser Wilhelm II. den Beginn auf den 1. Januar 1901 legen, konnte sich aber damit nicht durchsetzen, da die Gegner dieses Plans auf die Nullenreihe von 1900 Wert legten. Möglicherweise dürfte es also auch am 1. Januar 2000 und alle weiteren Jahrtausende falsch gemacht werden. Doch das wird bestimmt nicht unsere Sorge sein.

Walter EISIG, Göppingen (Württ.)

Das Bild der Artemis

Die in KRISTALL Nr. 9 beschriebene Göttin Diana-Artemis stammt aus der gleichen Stadt Ephesus, in der der Apostel Paulus die Silberschmiede beunruhigte. Diese sahen durch die Reden des Apostels nicht nur ihren einträglichen Handel mit den Metallfigürchen der Artemis gefährdet; sie fühlten das damals größte Heiligtum der Göttin, den Tempel selbst, angegriffen. Mit dem Ruf: »Groß ist die Diana der Epheser!« suchten sie Paulus aus dem Konzept zu bringen. Übrigens kann man diese Episode im 19. Kapitel der Apostelgeschichte nachlesen.

Dieter Fritzsche, Heilbronn

Großer alter Baumeister

Beim Lesen des Artikels über Frank Lloyd Wright in Nr. 9 erinnerte ich mich an einen Besuch, den ich seinem berühmten Haus am Wasserfall in Bear Run (Pennsylvania) machte. Der Besitzer erzählte mir, die Arbeiter hätten nach Beendigung des Baus die Stützen unter dem weit über das Wasser ragenden Haus nicht wegschlagen wollen, weil sie fürchteten, es werde abstürzen. Baumeister Wright schlug eigenhändig die Stützen weg. Das Haus senkte sich nicht um einen Millimeter.

Willi Braun, Goslar

Kaspar Hauser

Viele Leute schreiben rein phonetisch, und man muß ihre Briefe laut lesen, um zu begreifen, was dahinter steckt. Das ist so mit dem Hinweis des Kaspar-Hauser-Briefes auf die ›Schwollischeh‹, die aus den Cheveaux legers entstanden sind, und das ist so bei dem ins Deutsche eingegangenen ›blümerant‹, das von dem französischen ›bleu mourant‹ herkommt.

Max KRIPPENDORFF, Pulheim/Köln

Für und wider die Segelschiffe

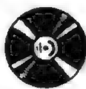
Ich selber habe als Erster Offizier und als Kapitän auf fast allen Arten von Schiffen gefahren, und ich kenne einige ältere Herren, die auf Segelschiffen ausgebildet worden sind. Gerade diese betonten mehrfach, daß das heute überholt sei. Jeder junge Mensch sollte, sowie er seinen Matrosenbrief gemacht hat, bis zu seinem Schulbesuch auf einem modernen Schiff als Offiziersanwärter fahren. So wird er am besten auf die Laufbahn als Schiffsoffizier vorbereitet.

Werner KÖPKE, Kapitän, D. ›Pieta‹ Reederei H. M. Gehrkens, Hamburg

Ich war zwei Jahre auf dem Schulschiff ›Deutschland‹ vom Schiffsjungen bis zum Matrosen. Später auch auf ›Pamir‹ und ›Passat‹. Insgesamt habe ich fast vier Jahre auf Segelschiffen gefahren, und ich möchte sagen, daß die Ausbildung dort von großem Vorteil ist. Meine schönste Zeit verbrachte ich auf diesen Schiffen.

W. Hartwig, Kapitän, Lübeck





DARAN GLAUBE ICH

Alexander Rüstow

Der Mensch ist ein vielschichtiges Wesen. Daß unter der Oberfläche seines trivialen Bewußtseins und seiner alltäglichen Erscheinung sehr viel Anderes und Andersartiges liegt, das wissen wir nicht erst aus der Tiefenpsychologie. Ja, sie neigt sogar dazu, sich nur mit den dunklen Tiefenschichten zu beschäftigen und darüber zu vergessen, daß es unter der Oberfläche auch helle Schichten gibt, Schichten von Einsicht, Uneigennützigkeit, Opferbereitschaft, die nicht weniger als die dunklen Schichten im Alltag gewöhnlich nicht in Erscheinung treten, aber ebenso wie jene ansprechbar und anrufbar sind.

Wenn man etwas als ›politisch unmöglich‹ oder ›unrealistisch‹ bezeichnet, so urteilt man nach der alltäglichen Oberfläche der Menschen, auf der ja auch ihre Organisation in Interessentengruppen, politischen Parteien usw. beruht. Und Zyniker, Menschen- und Sachverächter, die sich selbst für Realpolitiker halten, sind im Bewußtsein ihrer Überlegenheit überzeugt, daß es in Wirklichkeit eigentlich nur diese Oberfläche gibt, daß sie die eigentliche Realität darstellt, und daß also, wer praktisch Erfolg haben will, mit ihr und nur mit ihr rechnen muß.

Aber dann kommen Utopisten, die unbekümmert um diese Oberfläche an unsichtbare tiefere Schichten appellieren und die Menschen überraschend bei Eigenschaften zu packen wissen, von deren Vorhandensein diese Menschen oft selber kaum etwas wußten. Und so kann es geschehen, daß das bei oberflächlicher Beurtei-



Foto: Anneke Himpe

lung politisch Unmögliche zum Staunen aller wirklich wird, im Guten oder im Bösen.

Wenn man unter einem Optimisten denjenigen versteht, der die Überzeugung hegt: der Mensch ist gut!, und der deshalb auch unerschütterlich an den sicheren Endsieg des Guten glaubt — dann bin ich bestimmt alles andere als ein solcher Optimist. Denn der Mensch hat in gleicher Weise die Möglichkeit zum Schlechten wie zum Guten, zum Kranken wie zum Gesunden — darin besteht seine Willensfreiheit und seine Selbstverantwortlichkeit. Die Erfahrung, daß der Mensch böse ist, widerlegt nicht im geringsten die Tatsache, daß er auch gut ist: bekanntlich stammt ja der Mensch nicht vom Affen, sondern vom Zebra ab — wegen der schwarzen und weißen Streifen. Freilich sind die schwarzen oft sehr viel breiter als die weißen, und wer sich den Gang und Stand der Welt rein objektiv aus der Distanz des unbeteiligten Zuschauers ansehen würde, kühl bis ans Herz hinan, der könnte wohl den Sieg des Guten und Vernünftigen für sehr viel unwahrscheinlicher halten als den des Bösen und Unvernünftigen.

Aber wir sitzen ja nicht im Zuschauerraum, sondern wir stehen auf der Bühne der Weltgeschichte, und jeder von uns hat seine Rolle, sei es auch nur als Statist. Wir alle müssen extemporieren, denn Fortsetzung und Ausgang des Stückes stehen in keinem Buch, sondern sie hängen ganz und gar davon ab, wie wir alle uns entscheiden und verhalten, sämtlich und sonderlich. Dafür ist jeder verantwortlich, und daran glaube ich.

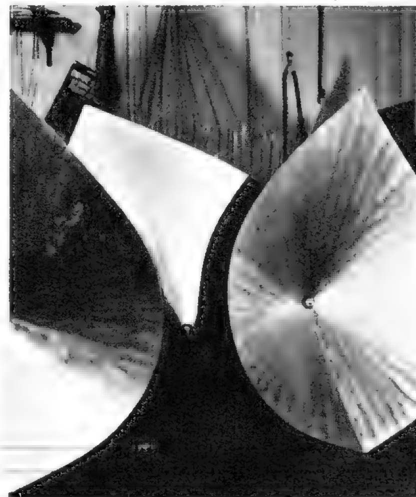
Alexander Rüstow

Professor Dr. Alexander Rüstow ist einer der führenden Soziologen, Kulturphilosophen und politischen Denker unserer Zeit. Als Sohn eines preußischen Offiziers kam er am 8. April 1885 in Wiesbaden zur Welt. In Göttingen, München und Berlin studierte er zunächst Mathematik und Physik, dann Philosophie, Klassische Philologie und Nationalökonomie. Im Jahre 1908 promovierte er in Erlangen zum Dr. phil. und wurde wissenschaftlicher Abteilungsleiter des B. G. Teubner-Verlags in Leipzig. Den ersten Weltkrieg machte er als Reserveoffizier mit. Dann wurde er Grundsatz-Referent im Reichswirtschafts-Ministerium und 1924 Berater der deutschen Maschinenindustrie. Weil ihm »die Stickluft Hitler-Deutschlands den Atem verschlug«, wie er selbst sagt, folgte er 1933 einem Ruf an die Universität Istanbul. Während seiner dortigen Lehrtätigkeit begann Rüstow die Arbeit an seinem Hauptwerk ›Ortsbestimmung der Gegenwart‹, einer universal-geschichtlichen Kulturkritik in drei Bänden, die heute zu den bedeutendsten sozial - philosophischen Büchern Deutschlands zählt. Weitere bekannte Veröffentlichungen des Gelehrten sind: ›Zwischen Kapitalismus und Kommunismus‹ (1949), ›Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus‹ (1950), ›Der Mensch in der Wirtschaft‹ (1952). 1949 kam Rüstow nach Deutschland zurück. Er wurde Direktor des ›Alfred-Weber-Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften‹ in Heidelberg und übernahm den Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der dortigen Universität, auf dem er 1956 emeritiert wurde. Alexander Rüstow war Mitbegründer und erster Vorsitzender der ›Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik‹ und ist Vorsitzender der ›Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft‹. Dem heute 73 Jahre alten Gelehrten wurde das Große Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens verliehen. *v. z. M.*

›Orchester aus Eisen‹

Ungewöhnliche Musikinstrumente auf der Weltausstellung

In einem der Ausstellungsräume des Atomiums — des Wahrzeichens der Weltausstellung in Brüssel — wird man von einer bisher ungehörten Musik empfangen. Ausführende: das ›Orchester aus Eisen‹. Erfinder: François Bachet und Jacques Sasry, zwei Musikwissenschaftler aus dem experimentierfreudigen Paris. Von den 15 ungewöhnlichen Instrumenten ist eines stimmführend. Es wird durch Reiben von Glasstäben mit den Fingern gespielt. Seine Tonleiter hat mehr Töne als die 12-Tonleiter. Den Klangstücken gab man Namen wie ›33. Kathedrale‹, ›Der Eisenmensch‹ oder ›Der kosmische Stoß‹. Mozart würde aber gar nicht so sehr erstaunt sein, wenn er dieses moderne ›Instrument der empfindsamen Musik‹ hören würde. Die ›Glasharmonika‹ seiner Zeit klang ganz ähnlich, wenn auch ihre Form und das Material zum Teil anders waren. Heute hat man dieses Instrument mit neuen Mitteln neu entdeckt. *J. F.*



Stählerne Resonanzkegel gehören zum ›Orchester aus Eisen‹, einer Erfindung zweier Musikwissenschaftler.



Fotos: Pandis

Durch Reiben mit fettfreien Fingern an Glasröhren (Bild) werden Schwingungen erzeugt. Metallplättchen, mit Luft gefüllte Kunststoffsäcke und Resonanzkegel verwandeln sie in Töne, die wie ›Sphärenmusik‹ klingen.



Warum macht sie nicht mit??

Warum steht sie so traurig beiseite, wenn andere fröhlich in den Frühling fahren? Fühlt sie sich vielleicht nicht wohl? Oder hat man ihr eingeredet, daß sie heute besonderer Schonung bedürfe ...?
Wie unbegründet ist doch die Ansicht, daß Frauen an solchen Tagen grundsätzlich auf Bewegung im Freien, auf Spiel und Sport, auf Gesellschaft und Tanz verzichten müßten! Übertriebene Ängstlichkeit ist ebenso fehl am Platze wie die Vorstellung von Leiden und Kranksein. Zwar sollte sich die Frau nur soweit betätigen, wie sie sich dazu aufgelegt fühlt; sie sollte sich nicht übernehmen. Jedoch — und das ist die Auffassung der modernen Ärzte — alles, was sie gewohnt ist und was darum keine besondere Anstrengung für sie bedeutet, kann sie unbedenklich tun.

Das gilt auch für Sie. Vor allem dann, wenn Sie sich der neuzeitlichen Tamponhygiene bedienen. Denn nur diese ist auch im knapp anliegenden sportlichen Dreß, in Badeanzug, Shorts und langen Hosen niemals störend und gewährt völlige Bewegungsfreiheit.
Verlassen Sie sich in Zukunft ganz auf Ihr gesundes Empfinden. Seien auch Sie fortschrittlich — o.b. hilft Ihnen dabei. Und ein Versuch wird Sie für immer überzeugen!

Junge Mädchen sollten sich vor Anwendung der Tamponhygiene von berufener Seite Rat holen. Auch die Ärztinnen der Medizinischen Abteilung, Dr. Carl Hahn GmbH., Düsseldorf 1, sind zur individuellen Beantwortung aller Fragen gern bereit.

Die Vorteile der o.b.-Hygiene

- o.b.-Tampons können — da innerlich getragen — die Bewegung nicht behindern und niemals stören.
- o.b.-Tampons bleiben — da innerlich getragen — völlig unsichtbar und zeichnen sich nicht ab.
- o.b.-Tampons unterstützen durch ihre hohe Saugfähigkeit den natürlichen Vorgang.
- o.b.-Tampons lassen sich in der kleinsten Handtasche diskret unterbringen.
- o.b.-Tampons bekommen Sie in drei Größen: o.b. normal, o.b. plus und o.b. minor.
- o.b.-Tampons sind in allen westeuropäischen Ländern — also auch auf Reisen — erhältlich.

1 N 198



Schön wie der junge Frühling

Blühendes Leben erfüllt die Natur - Wunder der Erneuerung. Auch für Sie erhält das Leben einen neuen Klang, auch Sie können lange im Frühling Ihres Frauentums leben, wenn Sie die erneuernden Kräfte ausnützen, die für Sie mit Frauengold gewonnen wurden. Ja es gibt nur ein Frauengold mit seiner einzigartigen Wirkung auf den weiblichen Organismus. Schöner, jünger erleben auch Sie den Frühling. Wie ein Aufatmen geht es durch Ihren Körper, Sie fühlen sich von einer Last befreit, und fraulicher, jugendlicher Liebreiz erhöht Ihre Lebensfreude. Deshalb: nicht abseits stehen - mit Frauengold und Schwung in ein neues Leben - Sie blühen auf und fühlen sich durch

Frauengold
verjüngt

Postkarte genügt

GRATIS franko u. unverbindl.

Welcher ist der Richtige? Woraufkommt es an?

Feldstecher Fibel

Timm Optik K.G. Abt. K3 München 2 Klosterhofstraße 2

VATERLAND

FAHRRÄDER ab 80.- DM
Großer Buntkatalog m. 70 Fahrradmodellen und Kinderrädern kostenlos.
NÄHMASCHINEN ab 290,- DM
Nähm.-Prospekt gratis.
Günstige Teilzahlung. Größter Fahrrad- und Nähmaschinen-Versand Deutschlands!
VATERLAND, Abt. 205, Neuenrade i.W.

Der Weinatlas
im Taschenformat ist für jeden Freund eines edlen Tropfens ein kostenloser Reiseführer durch alle Weinbauländer Europas. Er enthält viel Wissenswertes über Weine, gute Rezepte für Bowlen und Mixgetränke und all die herrlichen Auslandsweine, die Ihnen die Grenzkellereien Brüder Buchner vorteilhaft anbieten. Schreiben Sie ein Kärtchen an
Brüder Buchner, Passau-Grenze 19

Tischtennisplatten ab Fabrik
DM 67,—, DM 97,50, DM 122,50
Original MABA, Turniermaß.
Fordern Sie sofort Prospekt!
MAX BAHR
Sportartikelfabrik
Hamburg, Bramfelder Chaussee 234

Modell-Eisenbahn
elektrisch, **Marke ROKAL**, raumsparend, naturgetreu nach Bundesbahn-Unterlagen. Kompletter Zug, Geleise, Transformator, Schaltpult schon ab DM 57.-, Anzahlung nur DM 19,00
Bequeme **Teilzahlung.** Fordern Sie noch heute Gratis-Buntkatalog C
DABENA-Versand Hamburg-Wandsbek

Film-Ideen?
können viel Geld bringen, wenn Sie dieselben fachgerecht verwerten lernen. Fernkursprospekt kostenlos:
Film- und Bühneverlag S.J. Scharre, Konstanz II/55

Überraschend leicht ZEICHNEN durch Spezialunterricht.
Sie lernen Akt, Porträt, Landschaft, Karik., Mode, Plak. u. Schrift. Sie erhalt. uns. viels., umfangr. Großformat-Prospekt mit bereits ersten Anleitungen kostenlos und unverbindlich.
Fernkursleitung: S. K. Scharre, Konstanz II/55

Schön anliegende Ohren
vor — nach
Wenn Sie wüßten, wie einf. es ist, absteh. Ohren n. d. mod. A-O-BE-Verf. in 5 Min. selbst unsichtb. anlieg. z. form., wären Sie begeistert!
Preis kompl. DM 9,80 Nachn. (Illustr. Prospekt gratis!)
Lieferung auch ins Ausland!
A-O-BE-Labor, Abt. D18, (22a) Essen, Schließfach 68

Die weltberühmte HOHNER
Alle Musik-Instrumente
Verlangen Sie bitte neuen großen, vielfarbigen Gratis-Katalog • 300 Abbildungen
12 Monatsraten
Tausende Anerkennungen
LINDBERG
Größter HOHNER-Versand Deutschlands Abt. D 9
München 15, Sonnenstraße 3





Die armen Füße ...

Stundenlang am Gaspedal, Kupplung und Bremse treten. Da werden die Füße leicht feucht und beginnen zu brennen, zu schmerzen. Autofahrer wissen es:

GEHWOL Flüssig *

fußfrisch für den ganzen Tag

* *auch in der Tube als Gehwol-Balsam*

In Drogerien, Apotheken, Fußpflegeinstituten 1,05, 1,80 Sprühflasche 2,80 Gehwol-Balsam-Tube 1,20

Ausschneiden und einsenden: An Gehwol-Fabrik K2, Lübbecke, Westf. Schicken Sie mir kostenlos je eine Probe Gehwol-Flüssig und Gehwol-Balsam

Name und Anschrift: ______

Leser schreiben Robert Jungk

Soll sich der Mensch schöpferisch betätigen?

Robert Jungk stellte an seine Leser in KRISTALL diese Frage am Ende seines dritten Artikels ›Fortschritt — aber wohin?‹ (Heft 6). Den gigantischen Erfindungen unserer Zeit, wie sie gegenwärtig auf der Weltausstellung in Brüssel zu sehen sind, stellte Jungk das Glück der schöpferischen Einzelleistung gegenüber. Aber haben wir durch unser Spezialistentum, infolge der überall gebotenen Perfektion nicht den Mut verloren, selbst zu basteln und zu zimmern? So fragte unser Autor, und seine Leser antworteten ihm:

Der Mensch ist immer schöpferisch

Die schöpferische Betätigung des Menschen ist sein Schicksal von Anfang her. Die Frage, lieber Herr Jungk, ist insofern unverständlich, als es gar nicht denkbar ist, daß der Mensch einmal nicht schöpferisch sein könnte, gleichgültig in welcher Art und Weise.

Hans SCHICHTEL, St. Ingbert

Nur Bauern sind noch schöpferisch

Wäre ich Professor oder eine bekannte Persönlichkeit, die ›nur‹ den Doktortitel führt, würde ich auf Ihre Frage antworten: Es ist unmöglich, daß der heutige Mensch sich auf irgendeine Weise schöpferisch betätigen kann. Er hat es verlernt. Die Rettung der Menschheit besteht darin, daß so schnell wie möglich Atombomben die Zivilisation vernichten. Nur die Menschen, die dann übrigbleiben, sind gezwungen, ihren Verstand, der ihnen ja schließlich genau wie die Hände zum Anfassen, Füße zum Laufen und Augen zum Sehen usw. mitgegeben ist, zu gebrauchen. Nur noch der Bauer, der seine Felder nach wie vor bestellt, ist meiner Meinung nach schöpferisch tätig!

Heinz CORBAN, Aachen

Lob und Sinn des Bastelns

Liebe Freunde, junge und alte, laßt nicht ab von dem Werk eurer Köpfe und Hände! Euer Tun ist viel mehr als Spielerei, es hat in dieser mechanisierten Zeit eine recht große Bedeutung. Da gehen wir tagtäglich in unsere Fabrik, stehen an der Maschine und ›arbeiten‹. Arbeiten wir wirklich, d. h. schaffen wir ein Ding, das schöpferisch in unseren Köpfen entstanden ist und das wir nun mit unserer Hände Kraft verwirklichen, voller Stolz über unser Schaffen? Wo kann sich in der Fabrik heute noch Liebe zum Werk, zum Schaffen verwirklichen? Wo doch alles mechanisch zugeht, wo die Maschine arbeitet, aber nicht wir! Wir beaufsichtigen nur das Arbeiten der Maschine.

Diese Bastel-Bewegung — in Amerika ›Do-it-yourself-Bewegung‹ genannt — hat ihre große Bedeutung. Sie gibt uns nämlich die schöpferischen Möglichkeiten zurück.

Aber ein Wörtchen der Warnung: übertreibt den Wettbewerb nicht, werdet keine ›Klasse-Pedanten‹ und versinkt nicht in Vereinsmeierei. Diese pedantische Art, alles irgendwo in eine Ordnung einzuzwängen, könnte das freie Schöpfertum vielleicht einmal wieder so stark ›mechanisieren‹, bürokratisieren, daß es erlahmt!

Dipl.-Ing. Waldemar NÖLDECHEN, Bergen-Enkheim

Selbstgezimmerte Stadtwohnung?

Sie fragen, auf welche Weise der heutige Mensch sich schöpferisch betätigen könne, und in gewisser Weise nehmen Sie die Antwort Ihrer Leser

vorweg: indem Sie nämlich das Ehepaar Schwarz beispielhaft hinstellen, das sich ein Haus selbst gebaut hat.

Ich möchte dagegen fragen, wo wir hinkämen, wenn jeder in Deutschland oder irgendwo anders auf der Welt sich selbst sein Haus baute? Ich kenne das Ehepaar Schwarz natürlich nicht, aber selbst wenn es ein schönes Haus ist, weiß ich nicht, wohin es führen sollte, wenn unsere Städte oder Siedlungen künftighin auf diese Weise entstehen würden.

Finden Sie nicht, sehr geehrter Herr Jungk, daß in unserer durchtechnisierten Welt der schöpferische Drang des einzelnen Menschen doch sehr beschnitten ist, und finden Sie nicht, daß es sehr viele Situationen im alltäglichen Leben gibt, wo das sogar richtig ist — ob wir es bedauern oder nicht?

Insofern kann ich die Frage, ob der heutige Mensch sich schöpferisch betätigen soll, nicht uneingeschränkt mit Ja beantworten.

Herbert BERGER, Hannover

Die Welt zurückgewinnen

›Schöpferisch arbeiten‹ ist immer etwas Künstlerisches. Man sollte sich zu Hause mit künstlerischen Dingen befassen. Wir müßten uns die Welt, die allzusehr ins Großzügige und Unpersönliche geraten ist, für uns selbst wieder zurückgewinnen. Man muß Dinge tun, die an sich keinen materiellen Wert haben, sondern die auf das Geistige im Menschen wirken.

Arved v. Klinkowström, Marburg/Lahn

Die Natur belehrt uns

Es gibt kein Gebiet auf dem die uns umgebende Natur nicht unser Lehrmeister sein kann. Wir brauchen bei irgendeiner Wahrnehmung, welche wir in der Natur machen, uns nur die Frage zustellen: ›Warum ist das so?‹ Bei tieferem Forschen verrät die Natur uns ihre Geheimnisse, wir brauchen nur nachzubauen:

Eine Modistin kann an allen Blüten neue Formen und Farben für Moden erspähen. Eine Hausfrau sieht in der Samenkapsel des Mohns den besten Salzstreuer. Die Zaun- und Weinrebe zeigt uns alle möglichen Zug- und Druckfedern. Die Fühlhörner eines Nachtschmetterlings liefern hervorragend Sende- und Empfangsantennen. Der Flugsamen des Löwenzahns zeigt uns das Modell eines Hubschraubers, der Aal, wie er sich ohne Schiffsschraube im Wasser fortbewegt — um nur ein paar Beispiele aus der Vielzahl zu nennen . . .

Willi Matthias, Fritzlar/Hessen

Nicht nur basteln . . .

Natürlich soll sich jeder Mensch seinen individuellen Anlagen gemäß schöpferisch betätigen. Also ganz so, wie es ihm Freude macht: Als Bastler mit verschiedenen Werkstoffen, als Modellbauer, Briefmarkensammler, Fotograf, Filmamateur, Tierzüchter, Blumenfreund, Ahnenforscher oder Schachspieler. Als Strickerin, Handarbeitsnärrin, Kochrezepterfinderin, Rätseltante, in freiwilliger Sozialarbeit, als Kinderfreundin, als Sänger, als Spielzeughersteller für daheim und Spitäler. Als Werktherapeut ehrenhalber im DRK, als Aushilfstante für vorübergehend verwaiste Haushalte, als Jugendleiter, ›Menschenfreund‹ für alle. Steinsammler, Aquarienpfleger, Ausbilder im Jugend-Rotkreuz, Völkerkundler, V.H.-Dozent, Reiseleiter zur Ferienzeit, Reiseführer durch die Stadt, Religionsforscher, Bildschnitzer, Töpfer, Morsespezialist, Kinderspiel-Erfinder, Samenzüchter für Landwirtschaft, Kräutersammler, Pflanzendoktor aus Liebe, Kummerkastenregisseur aus Passion, Betreuer für straffällig gewordene Jugendliche oder Heimatlose, Sachverständiger in Eheproblemen, usw., usw.

Eine Fülle schöpferischer, scheinbar unendlicher Möglichkeiten für phantasie- und geistvolle Zeitgenossen, die ihre Freizeit sinnvoll ausfüllen möchten. Und guten Willens sind.

Amalie HERRLINGER, Eislingen-Fils

Zu Gast

Das einzige Vogelkrankenhaus der Welt befindet sich in Delhi, der Hauptstadt Indiens. Rund zwanzigtausend Vögel werden hier im Jahr gesund gepflegt. Vom Schwingenbruch bis zur Augenoperation gibt es Hilfe.

VON RAVI BRAT BEDI (DELHI)

Hier wird über eine Tierklinik berichtet, die einmalig auf der Erde ist: über das Vogelkrankenhaus des Doktor Shiv Nath in Delhi. Es ist ein dreistöckiges Gebäude, das von einer freireligiösen Gemeinde unterhalten wird. Ganz Delhi kennt seinen Leiter als den ›Vogeldoktor‹.

Er hat nie eine Universität besucht und nicht einmal einen Medizinkursus mitgemacht, aber er genießt hohen Ruf im ganzen Lande. Etwa zwanzigtausend Vögel gehen während eines Jahres durch seine Hände, und die meisten verlassen sein Haus geheilt.

In dem großen Flugkäfig wimmelt es von Vögeln, besonders im Sommer, wo täglich bis zu einhundert Tiere eingeliefert werden. Im Winter sinkt diese Zahl bis auf etwa zwanzig.

Als ich ihn besuchte, saß er mit gekreuzten Beinen inmitten von Medizinflaschen, Pulverdosen, Bandagenrollen und Operationsinstrumenten. Seine Hände hielten eine Gabelweihe, auch Roter Milan genannt, und er war damit beschäftigt, einen komplizierten Schwingenbruch in Ordnung zu bringen.

»Vögel, wenn sie krank sind, sind genau wie die Menschen«, sagte mir der Vogeldoktor Shiv Nath. »Sie leiden an Fieber, Verdauungsstörungen, Atemnot und bösartigen Geschwülsten. Und sie sind, genau wie die Menschen, dankbar für eine richtige psychologische Behandlung.

Wenn zum Beispiel ein Vogel erschreckt worden ist, soll man ihn nicht alleinlassen. Vögel vertragen das Alleinsein schlecht, besonders wenn sie Schmerzen leiden. Ich bringe sie in Gesellschaft gesunder Tiere, möglichst des anderen Geschlechts. Das erhöht die Chancen einer Heilung und beschleunigt sie.«

Befragt, warum im Sommer mehr Vögel ins Krankenhaus kommen als im Winter, sagt Shiv Nath: »Die Tiere flüchten vor der Hitze in den Schatten. Da verletzen sie sich, wenn sie durchs Fenster fliegen oder gegen einen Ventilator prallen. Und draußen werden sie von Katzen oder Raubvögeln gefährdet.

Die Raubvögel sind ein besonderes Kapitel. Sie bedrohen Leben und Gesundheit unserer Schützlinge, sind aber auch selbst oft gefährdet und bedürfen unserer Hilfe. Natürlich verweigern wir sie ihnen nicht. Nur wir können sie nicht mit den anderen Vögeln zusammenbringen. Wir behandeln sie ambulant und sperren sie in Sonderkäfige. So wird beiden Teilen ihr Recht.

In etwa zehn Tagen ist ein gebrochenes Glied wieder heil. Und wenn ein Patient mit gebrochenen Knochen innerhalb von sechs Stunden nach dem Unfall eingeliefert wird, bekomme ich ihn meistens auch wieder so zurecht, daß er in die Freiheit entlassen werden kann.«

beim Vogeldoktor



Das ist der große Flugkäfig des dreistöckigen Vogelkrankenhauses in Delhi. Die Erfahrung hat gezeigt, daß kranke Vögel schneller gesund werden, wenn sie in Gesellschaft von ihresgleichen leben. Alleingelassen, haben sie Angst.



Fotos: Bedi

Als ich den Vogeldoktor besuchte, saß er inmitten von Flaschen, Büchsen und Instrumenten. Er war gerade dabei, einem Roten Milan den gebrochenen Flügel wiedereinzurichten. Dazu gehört Können, Geduld und sehr viel Liebe.

AUF DEM BERG

Besuch im tausendjährigen Staat der Mönche — Erster Tag: Ankunft im Hafen Daphni



Ein einsamer Mönch an der Südspitze des Athos. In dieser Felsenwüste von Karoúli leben die Mönche nicht in klösterlicher Gemeinschaft, sondern als Einsiedler in Eremitagen Foto: Dr. Karl Eller

Athos

Ein Reisebericht / Von Gerhart Pohl

Die Wochen zwischen Ostern und Pfingsten sind für die Kirche eine wichtige Zeit — auch für die östliche Christenheit, deren Symbol der Heilige Berg Athos ist. Deshalb beginnt KRISTALL gerade jetzt eine Serie des Schriftstellers Gerhart Pohl, der eine Pilgerfahrt zu der Mönchsrepublik Athos unternahm. In mehreren Folgen wird er von den Klöstern und ihren Mönchen berichten, die seit 1000 Jahren auf diesem gottgeweihten Boden leben.

»Seien Sie willkommen!« rief eine metallene Stimme in die sturmdurchrauschte Nacht hinaus. Unter meinen tastenden Füßen klapperten Steinplatten, knirschte der grobe Kies. Ich war der Dunkelheit ausgeliefert, allein, einsam.

Eben noch waren Menschen um mich gewesen — zwei schweigsame Bootsleute, ein Athosmönch, ein mazedonischer Händler. Die Bootsleute hatten mich wie ein Bündel vom schwingenden Fallreep des Dampfers herabgehoben und in ihren Kahn gesetzt, der zu einem Fünftel voll Wasser war. Priester und Händler waren die nächsten ›Bündel‹ gewesen. Dann folgten Säcke, Kisten und Kanister. Ein kurzes Heulen der Dampfersirene — das Fallreep schwang empor, der Scheinwerfer verlosch. In der vollkommenen Finsternis war die Hecklampe des meerwärts entgleitenden Schiffes der letzte Lichtpunkt.

Die Bootsleute hatten unterdessen ihren Kahn an das Ufer gerudert, das nur wenige Meter entfernt war. Wortlos wie vordem hoben sie ihre drei Fahrgäste auf die Steinplatten des Kais, warfen ihnen die Gepäckstücke zu und waren verschwunden. Es war 2.45 Uhr. So kam ich auf dem Heiligen Berg Athos an, der seit Jahren das Ziel meiner Sehnsucht war.

Ich hatte beschlossen, mich an meine Reisegefährten zu halten, mit denen ich während der Fahrt von Saloniki ein wenig geplaudert hatte — deutsch mit dem Händler, französisch und griechisch mit dem Mönch. Doch auch sie waren plötzlich verschwunden. Dabei hatte der Händler mir versprochen, er werde mich zu einem griechischen Gendarmen bringen, der — »für ein paar Drachmen, ein Trinkgeld, werter Herr!« — Betten an Pilger zu vergeben habe. Nichts davon! Kein Gendarm, kein Händler mehr und auch kein Mönch. Ich trottete bange über den knirschenden Kies und überlegte, wo ich den Rest der Nacht verbringen sollte. Da sah ich nicht allzu weit entfernt ein Licht aufgehen. Ich gab ein Signal mit meiner Taschenlampe und hörte das glockenreine Willkommen: »Kalos orisate!« In einem schwach erleuchteten Türrahmen war der Schattenriß eines Mannes aufgetaucht. Ich erkannte das hohe zylindrische Barett des byzantinischen Mönchs. Ob es der vom Dampfer war? Ich strebte auf ihn zu und lag zwei Minuten später in den Armen meines Fahrtgefährten.

Der Mönch von rund vierzig Jahren war mir schon im Hafen von Saloniki aufgefallen. Er besaß die Gelassenheit, die das Glück des Athos ist und sich jedem mitteilt. Wir zehn Fahrgäste des ›Georgios Phillipos‹ hatten Pech in jener Nacht. Die See war so stürmisch, daß wir in den Laderaum gebracht wurden, da der Frachter keine Kabinen besaß. Überdies war das Schiff leer, schlingerte also gewaltig. Und die Ratten, die keine Nahrung fanden, umhuschten die zehn Menschen in dem riesigen Laderaum. Da begann der Mönch still für sich die Vigilie zu singen — wie jede Nacht in seinem Kloster. Und die aufgescheuchten Menschen gruppierten ihre Deckstühle um den in sich gekehrten psalmodierenden Sänger mit den halbgeschlossenen Augen, sangen leise mit oder hörten zu.

In den Armen dieses Mannes also lag ich einen köstlichen Augenblick. »Ich bin vorausgelaufen, um Sie hier zu empfangen«, sagte er. Gemeinsam traten wir in einen mittelgroßen Raum, der von drei Petroleumlampen ausgeleuchtet war. Es war ein Krämerladen wie in unseren Dörfern um die Jahrhundertwende — mit gefüllten Regalen ringsum, einer Theke, zwei blankgescheuerten Holztischen, Bänken und Stühlen.

Als wir nebeneinander Platz genommen hatten, füllte sich der Raum sogleich. Es war wie in einer Kneipenszene des Theaters. Von links schlürfte ein Alter herbei, durch die Mitteltür zwei rüstige Männer, später die Bootsleute. Ein Greis kam aus der kleinen Küche. Ein paar junge Burschen folgten. Sie grüßten, nahmen Platz oder

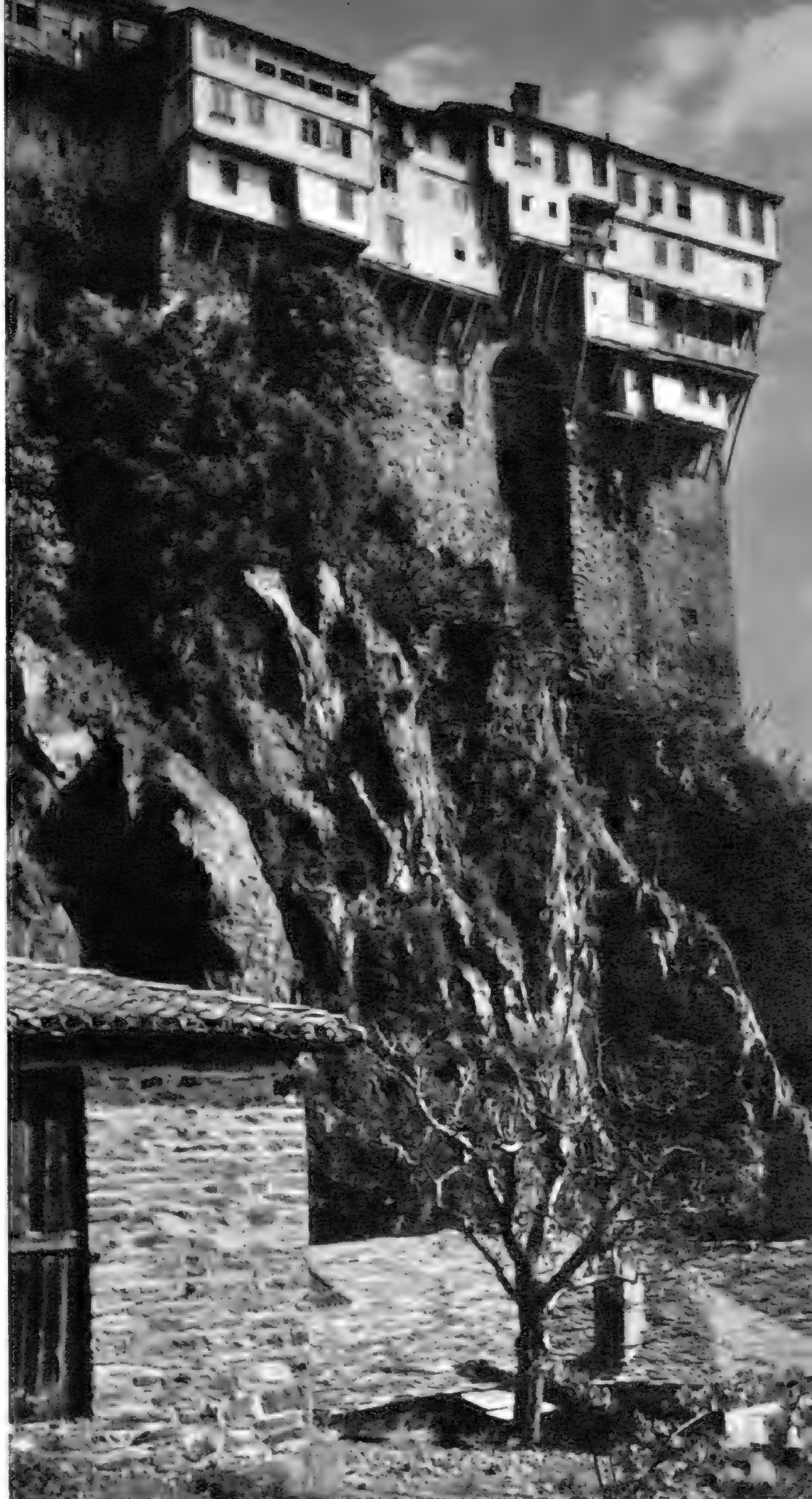
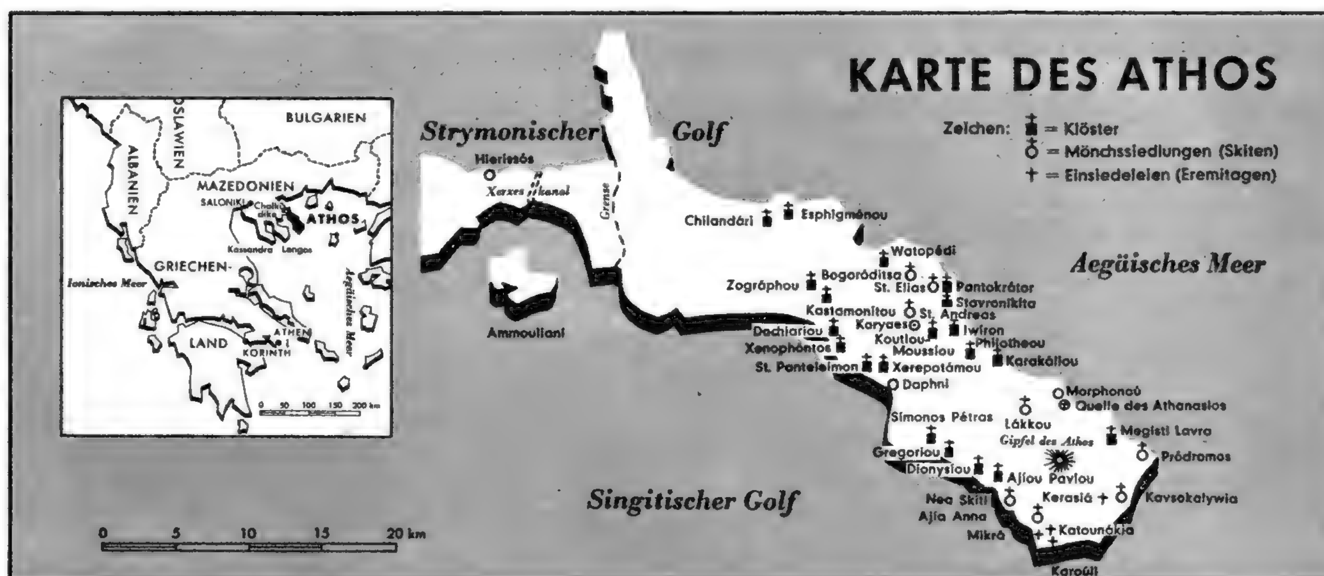


Foto: Otto Sieg

Zwischen Himmel und Erde scheinen die Mönchszellen des Klosters Dionysiou zu schweben. Mit Holzbalken werden sie gegen die Steinmauer abgestützt. Dieses Kloster wurde um 1350 von dem Mönch Dionysios gegründet.



Karte: Einicke

Auf dem östlichen Finger der griechischen Halbinsel Chalkidike liegt die tausendjährige Mönchsrepublik Athos. Sie umfaßt zwanzig Großklöster, acht Mönchssiedlungen und viele Eremitagen. Ihr autonomer Regierungssitz ist Karyaes.

standen an der Theke herum. Alle waren unrasiert und nachlässig gekleidet. ›Die große Sensation‹ — der Dampfer, der dreimal monatlich zu nächtlicher Stunde in Daphni auftaucht — hatte sie von ihren Lagern getrieben. Das war meine erste Begegnung mit den Zivilarbeitern der Klöster, über die noch manches zu berichten sein wird.

Während der Bootsmann, in einem herrlich fehlerhaften Englisch schwadronierend, mir die nassen Schuhe auszog, sagte der Mönch, der sich als Abt des Klosters Nea Skíti vorgestellt hatte: »Sie sind mein Gast. Die Besuchserlaubnis besitzen Sie gewiß?«

Ich holte aus meiner Brieftasche die beiden Empfehlungsschreiben des Ministers für Nord-Griechenland, die ich in dem Regierungsort Karyaes der geistlichen Regierung des Athos und dem Vertreter der Schutzmacht Griechenland abzugeben hatte.

Der in sich gekehrte Psalmodist war mit einemmal strahlend aufgeschlossen: »Was begehrt Ihr erschütterter Magen nach der Rattennacht?«

»Kognak und Spiegeleier in Mengen!« rief ich ebenso ausgelassen — erst deutsch, das keiner verstand, und dann in meinem schlechtesten Griechisch. Nun lachten auch die Männer, lächelte der Abt.

Bald stand ein Wasserglas des herrlichen griechischen Weinbrands, der nach Rosen duftet, und ein Teller mit fünf Setzeiern vor meinem Platz. Tee folgte, danach abermals Kognak — abermals ein Wasserglas. Und Sardinen und Käse und Schwarzbrot.

Während ich schmauste und mit den Leuten schwatzte — italienisch, französisch, englisch in buntem Durcheinander — fragte der Abt, der maßvoll, aber wacker mitgetrunken hatte: »Was führt Sie zum Agion oros, zum Heiligen Berg?« Und im Überschwang der Geborgenheit antwortete ich: »Die Sehnsucht nach dem wahren Frieden.«

Da küßte mich der Mönch auf Stirn und Schläfen.

Unser Gespräch wurde ernst. Die Zivilarbeiter verschwanden oder nickten auf ihren Stühlen ein. Ich fragte, wie ich nach Karyaes käme, um meine Empfehlungsschreiben vorzulegen. Mir sei in Saloniki erklärt worden, allein das Diamonitirion, die Erlaubnis der Mönchsregierung, berechtige zum Besuch des Landes und der Klöster.

Der Abt nickte. »Auf dem Athos gibt es keine Eile«, sagte er. »Die Nacht gehört dem Gebet und dem Schlaf. Die Klöster sind jetzt alle geschlossen.«

Später wies er durch Petroleumlicht und Tabakdunst auf die Fenster des Ladens, die sich blauschimmernd aus der Finsternis abhoben. Ein dünner hellgrüner Hauch lag über dem westlichen Meerbusen von Daphni. Wir traten vor die Tür. Der Sturm hatte sich gelegt.

»Dort oben liegt Kloster Xerepotámou!« Der Mönch zeigte auf einen graugrünen Berghang im Dunkel. »Den Gastpater grüßen Sie von mir. Er wird Ihnen ein Bett geben. Was ist ein Tag? Nichts! Wir Mönche leben aus der gesammelten Ruhe, auch die Brüder vom Heiligen Synod in Karyaes, die unser Gemeinwesen regieren.«

Staat ohne Frauen

Im Morgenlicht sah ich den kleinen Hafen Daphni an. Es dauerte kaum zehn Minuten. Das runde Dutzend ordentlich gebauter Häuschen mit Wellblech- und Ziegeldächern beherbergt die Laden-Kneipe, drei weitere Geschäfte, den Barbier, den Schuster, den Gendarmen und Zöllner, ein paar Bootsleute, Fischer und Maultiertreiber. Auch einen Holzplatz, zwei armselige Lagerhäuser, ein winziges Postamt und das frische, schon halb verfallene Grab eines Ertrunkenen entdeckte ich. Auf den



Foto: Otto Siegner

Der heilige Berg Athos gab der Märchenrepublik ihren Namen. Auf dem 2000 Meter hohen Gipfel steht eine Kirche (auf dem Bild durch Wolken verdeckt).



Foto: Ray Halin

Auf dem Altar der Klosterkirchen steht der Tabernakel, vor dem der Priester die Messe liest. Auf dem Altartisch liegt aufgeschlagen das Evangelium.



Foto: Ray Halin

Dieser Mönch ruft zum Gebet: Er schlägt im Klosterhof die ›Simantra‹, ein hölzernes Brett mit Hammer. Nur in wenigen Athos-Klöstern läuten Glocken.

ersten Blick glich Daphni einem beliebigen Hafennest der Levante, ohne Kirche freilich und Gemeindehaus. Mit dem Heiligen Berg hatte es nichts zu tun — bis auf dies:

In Daphni wie überall in der Mönchsrepublik leben nur Männer. Auf dem Athos wird nicht geboren, nur gestorben. Alles Weibliche ist ausgeschaltet, auch das weibliche Haustier. Milch, Butter, Eier werden zumeist von der nahen Insel Ammouliani oder dem griechischen Grenzdorf Pyrgos eingeführt.

Die männliche Betriebsamkeit in dem erwachenden Daphni machte auf mich zunächst einen grotesken Eindruck. Einer rasierte sich auf der Straße, ein anderer wusch seine Socken im salzigen Meer. Und alle wirkten so verwahrlost wie unsere nächtlichen Zechkumpane. Nur einer fiel durch seine tadellose Erscheinung auf. Es war ein Russe von rund sechzig Jahren, der nach 1917 aus dem bolschewisierten Rußland geflohen war und einen der drei Läden betrieb — auch er ein ›Ziviler‹ wie alle anderen. Mönche waren — mit Ausnahme des Abts von Nea Skiti, der gerade von einem Motorboot abgeholt wurde — an diesem Morgen nicht zu sehen.

Ich verabschiedete mich von dem ausgezeichneten Mann, warf meinen Campingsack auf den Rücken und marschierte los in Richtung des Klosters Xerepotámou. Der Saumpfad längs des Berges war bald gefunden. Er stieg rasch an. Unten auf dem metallenen Meer sah ich den Abt im tuckernden Motorboot entschwinden. Voraus war die sichere Markierung, die er mir angekündigt hatte: die Stangen einer Telephonleitung, welche die Mönchsrepublik den — Deutschen verdankt. Während des zweiten Weltkrieges war der Athos zeitweilig von der Wehrmacht besetzt gewesen. Sie baute diese Leitung, die den Klöstern auch später eine willkommene

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Ray Halin

Am Landungssteg von Daphni liegen kleine Boote, die Mönche und Besucher vom Dampfer an Land bringen. Daphni ist der einzige Anlegehafen auf dem Athos. Man fährt von Saloniki zwölf Stunden lang mit dem Schiff.

Foto: Dr. K

Priestermönche des Klosters Lavra beten in der Nacht des Karfreitag am symbolischen Grab Christi, auf dem ein Bild (eine Ikone) des Gekreuzigten liegt. In der Mitte steht der Abt des Klosters. Lavra ist das älteste und reichste auf dem Athos. 963 wurde es von Athanasios mit Hilfe des Kaisers von Byzanz erbaut.

Auf dem Berg Athos

Fortsetzung von Seite 61

Hilfe wurde. Bis zur Stunde ist der von den Deutschen geschaffene Fernsprecher die einzige Errungenschaft der modernen Technik. Sonst rollt noch nicht einmal ein Rad über den Heiligen Berg.

An einer Biegung des steil ansteigenden Pfads sah ich tief unten die Bucht von Daphni als eine flache Riesenschale im Perlmutterglanz des Morgens wieder. Da überwältigte mich lautloser Jubel.

Im Morgenwind wisperten Pinien, Eichen, Akazien, Platanen, Kastanien, Buchen, Aleppokiefern, Nußbäume und Tannen auf der Höhe. Und um mich ein atemberaubendes Geblüh: Ginster, Wicke, Hyazinthe, Wildrose, Myrte, Weißdorn, Steckwinde und Lichtnelke. Das üppige Land weitum war Gottes Werk in der Pflegschaft der ihm ergebenen Männer. Sie schützten die ihnen anvertraute begnadete Erde des Athos seit zehn Jahrhunderten, seit tausend Jahren.

Ich rastete an einer Quelle. Sie war sauber ummauert. In einer Nische über dem Becken, das Mensch wie Tier zum Trunke diente, stand ein appetitlicher Trinkbecher wie im Privatpark eines Millionärs. Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, ihn zu verunreinigen oder gar mitzunehmen. Alles bleibt, wo es schon seit Jahrhunderten seinen Platz hat.

Erste Einkehr im Kloster

Als ich, von dem gebirgigen Marsch ermüdet, die ziegelroten Dächer meines Ziels, Kloster Xerepotámou, sichtete, war ich zunächst von der Kultur seiner Gemüse-, Obst- und Weingärten überrascht, die unseren besten Handelsgärtnereien nicht nachstand. Ich trat durch die Pforte und fragte nach Pater Georgios. Der Pfortenbruder wies auf eine hölzerne Treppe, in deren Schatten drei gesattelte Maultiere standen. Im Oberstock begrüßte mich ein Mönch mit einer runden Stahlbrille im rundlichen Gesicht. Er sprach ausgezeichnet Französisch, so daß wir schon nach wenigen Minuten miteinandner vertraut waren.

Nachdem die Begrüßung des Athos — ein Löffel Konfitüre, ein Täßchen Mokka, ein Glas Ouso (griechischer Schnaps) mit Wasser — absolviert war, durfte ich das herbeigesehnte Bett beziehen.

Pater Georgios führte mich sogleich in den Gastflügel des Klosters hinauf, der einen altmodischen Salon, acht Fremdenzimmer mit je 3 Betten, ein Waschbecken mit einem dünnen Wasserstrahl im Korridor und einen langen überdachten Balkon mit einer sauberen Toilette umfaßte. Auf dem Tisch jeder Stube lagen ein Kamm und eine Kleiderbürste. Ein Handtuch hing an jedem Bett.

Am frühen Nachmittag erwachte ich. Ich trat auf den Balkon. Tief unten schienen die Klostergärten, das bergige Land zu beiden Seiten und davor das Meer zu schweben, so intensiv war das Licht der dritten Mittagsstunde. Ein Adler stand reglos über den Mönchen und Arbeitern, die mit breiten, schweren Hacken die Bohnenbeete bearbeiteten. Das Klingen des Stahls beim Schlag gegen die gedörrte Erde war die einzige Wirklichkeit weitum. Das andere schien wie ein Traum.

Später plauderte ich mit Pater Georgios. Er stammte von griechischen Eltern aus Byzanz oder Konstantinopel, absolvierte die Mittelschule und wurde später der gutbezahlte Bürovorsteher eines Rechtsanwalts in Athen. Da brach eine Lebenskatastrophe über ihn herein. Ich habe nicht erfahren können, was es war. Der sonst so freimütige Mann sprach kein Wort darüber. Als Dreißigjähriger kam er jedenfalls auf den Heiligen Berg und wurde der Gast- und Küchenpater des Klosters Xerepotámou. Das war drei

Foto: Ray Hal

Das Kloster Gregoriou liegt an der Westküste des Athos. Es ist wie viele Klöster direkt an die Steilküste gebaut und beherbergt etwa 100 Mönche.

Jahre her. »Bereuen Sie Ihren Entschluß?« fragte ich leise.

Pater Georgios lächelte hinter der runden Brille, die seinem Gesicht einen eulenhaft-weisen Ausdruck gab. »Aber nein«, antwortete er. »Ich bin ein glücklicher Mensch.«

Er erzählte von den Mönchen des Athos, von ihrer bedingungslosen Hinwendung zur ›Askesis‹: Training der Seele zu höherer Leistung — durch Abkehr von der Welt, Bezwingung der Sinne und Steigerung der Hingabe an Gott in stetem Gebet. Diesem Gebot ist der Athos ein Jahrtausend treu geblieben.

»Nur wenige von uns sind Priester«, berichtete Georgios. »Aber alle leben in steter Hingabe an den Heiligen Geist. Wir nennen ihn ›Agion Pneuma‹. Unser Ziel ist die Vereinigung der Menschenseele mit Gott. Der Mensch vermag viel, wenn er gesammelt ist. Und im Herzen einfach. Darum sind unsere Gebete einfach und gesammelt auf den Gottessohn, um dessen Nachfolge wir Unwürdigen uns bemühen. Wir beten: ›Jesus Christus, erbarme dich unser‹ oder ›Ich habe Christus im Herzen; er ist nicht im Himmel, er ist hier in meinem Herzen‹ — das hundertmal, tausendmal, immer wieder, noch im Schlaf, bis es die strahlende Wirklichkeit für den innigen Beter geworden ist.«

Die Worte ›noch im Schlaf‹ hatte ich als eine Floskel des Überschwangs zur Kenntnis genommen. Daß sie der Wirklichkeit entsprachen, sollte ich wenige Tage später in einem anderen Kloster des Athos erleben. Ich war nach Mitternacht auf einen Altan getreten. Alles war still. Da hörte ich ein Murmeln — immer wieder das gleichförmige Murmeln. Ich ging dem Klange nach. Durch ein geöffnetes Fenster sah ich im Mondlicht einen Mönch, der offenbar ein Nachtgast dieses Klosters war, in eine Decke gewickelt auf dem Boden liegen, obwohl mehrere sauber bezogene Betten in dem Raum vorhanden waren. Tief schlafend betete er im Rhythmus seines Atems deutlich hörbar: ›Christus, erbarme dich meiner‹.

An dem unvergeßlichen Abend von Xerepotámou fuhr Pater Georgios fort: »Ihr im Westen versteht unsere Liturgie nicht. In ihr ist alles Sinnbild der Menschwerdung Gottes. Wir beten für die Erlösung aller, die reinen Herzens sind.«

Der ehemalige Bürovorsteher strich den üppigen Vollbart des Athosmönchs. »Was sind hundert Jahre in der Geschichte des Glaubens?«

Durch seine Frage hindurch hörte ich die andere des Abtes von Nea Skíti: ›Was ist ein Tag?‹ Zum zweiten Male in 24 Stunden erlebte ich die Zeitlosigkeit des Athos.

Bald danach trennten wir uns. Ich ging in mein Zimmer hinauf, konnte jedoch nicht schlafen. Also setzte ich mich auf den Balkon. Die Nacht war warm. Das stille Meer spiegelte die Sterne des stillen Himmels. Auch das war Gottesnähe.

Kurz vor Mitternacht hörte ich weithin hallende Töne. Ich lief an

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Ray Halin

In der Ruhepause nach langem Gebet liest dieser Mönch eine Zeitung. In seiner Zelle stehen Bett und Stuhl, hängt eine Madonna-Ikone und auf dem Bord eine Petroleumlampe. Nur ein Kloster, Watopédi, hat elektrisches Licht.

Auf dem Berg Athos

Fortsetzung von Seite 63

ein Fenster des Innenhofs. Die Umrisse der Basilika waren undeutlich zu erkennen. Honiggelber Glanz lag hinter ihren Fenstern. Im Hof erkannte ich einen Mönch, der im raschen Laufen ein Stück Holz mit einem Hammer schlug — die ›Simantra‹, die in den meisten Klöstern des Athos unsere Kirchenglocken ersetzt. Die Töne waren bald nah, bald ferner zu hören.

Bald danach glommen Licht um Licht in den weiten, verschachtelten Gängen des Klosters auf, im Hof und in der Kirche. Die Mönche — Greise, Männer und Jünglinge — huschten, schlurften oder humpelten mit Laternen, Nachtlichten, Kerzen in den Händen zur Basilika. Ich folgte ihnen — zunächst mit meiner Taschenlampe, die mir plötzlich banal vorkam, kehrte in mein Zimmer zurück und nahm die Kerze des Klosters aus dem Leuchter.

Die Vigilie, die ›Nachtwache‹, hatte schon begonnen, als ich die Basilika betrat. Der Gesang der Mönche zu Gottes Lob stieg durch die geöffneten Kirchentüren zum Sternenzelt empor.

Schüchtern blieb ich im Hintergrund des Gotteshauses stehn — die Kerze unschlüssig in einer Hand. Da kam ein Mönch singend auf mich zu, verbeugte sich, nahm weitersingend meine Hand und führte mich zu einem freien Betstuhl im Kreise seiner Brüder. Es war, wie ich am nächsten Morgen vernahm, der Abt des Klosters. Was ich in diesen Nachtstunden erlebt habe, ist kaum zu beschreiben. Ich verstand gar nichts, war ›nur‹ ergriffen, weil rund vierzig ergriffene Männer um mich waren.

Die Gesänge der byzantinischen Liturgie zu begreifen, erfordert ein jahrelanges Studium, und sie in ihrer sakralen Symbolik tatsächlich zu erleben, die ›Askesis‹ der Athos-Mönche. »Agios Joannes, Agios Nikolaos, Agios Dionysios ...« In schier endloser Reihe beschworen die Mönche alle Heiligen des byzantinischen Christentums.

Als ich in der dritten Morgenstunde auf mein Bett sank, war auch ich — ein Mensch des europäischen Westens — jener vertrauten Zwiesprache des Menschen mit Gott mittelalterlich nahe, die ein Einsiedler der Ostkirche die ›Natur des Gebetes‹ genannt hat. Ich war jedem Werben des Geistes und jedem Lichtstrahl aufgeschlossen — ein Mensch im Bannkreis des Agion Pneuma.

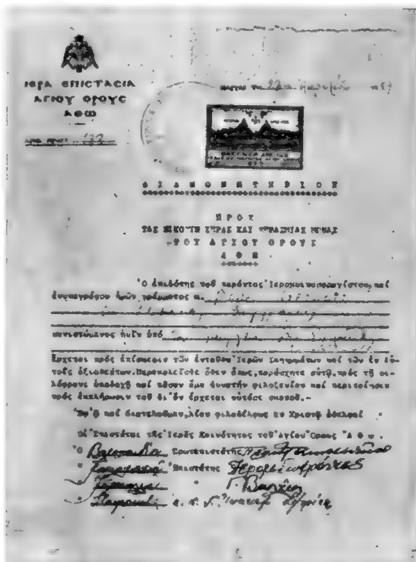
Im Frühlicht verließ ich Kloster Xerepotámou, nachdem ich Pater Georgios versprochen hatte, auf dem Rückweg dort noch einmal Rast zu machen. Der Abt und einige Mönche, die ihr Frühstück — ein Täßchen Kaffee und ein Gläschen Ouso — in der Küche eingenommen hatten, wollten ein Maultier für mich satteln lassen. Doch ich zog die Wanderung vor.

Der Weg nach dem Regierungsort Karyaes steigt steil an. Er ist streckenweise gepflastert und zu bequemen Stufen geformt, die hundert Jahre alt sind.

Bald war der ferne Singitische Golf im Morgenlicht — ›rosenfingrig‹, wie Homer es einst beschrieben hat — verschwunden. Der subtropische Bergwald hüllte mich in seine berauschenden Düfte ein. Die Süße von Oleander, Hyazinthe, Alpenveilchen, Lilie mischte sich mit der zarten Herbheit von Myrte, Weißdorn, Strauchrose, Kugelblume — sie alle im Wildwuchs vieler Varianten. Die Luft war erfüllt von dem Pfeifen, Zwitschern, Jubilieren, Summen zahlloser Vögel und Insekten. Herrlich gezeichnete Eidechsen huschten über meinen Weg. Wildkaninchen rumorten im Gebüsch. Großwild hingegen entdeckte ich nirgendwo. Ich war gespannt, ob ich die berühmte Wiese über Xerepotámou finden würde, die Jakob Philipp Fallmerayer, der Bauernsohn aus Tirol, der ein bedeutender Gelehrter und einer der größten deutschen Sprachkünstler war, vor rund hundert Jahren beschrieben hatte: »Mitten im Dunkelschatten des Laubwaldes trifft man rechts am Pfade eine grüne Alpenwiese, mit Zaunwerk künstlich eingefriedet, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen.« Ich fand die Wiese. Sie war nicht zu verfehlen, so anschaulich hatte Fallmerayer sie geschildert, der als zweiter Deutscher der Neuzeit nach dem Botaniker August Griesebach auf dem Agion Oros war.

Da saß ich also auf der niederen Mauer des Brünnleins — mit Trinkbecher auch dieses! — und hatte vor mir die eigene Heimat: eine schlichte Baude des Riesengebirges, wie sie auch im Schwarzwald zu finden ist, inmitten einer blütendurchwirkten Wiese. Sie war noch immer ›mit Zaunwerk künstlich eingefriedet‹. Nichts hatte sich in einem langen Jahrhundert verändert. Abermals spürte ich die Zeitlosigkeit des Heiligen Bergs.

Und da war er selbst — erhaben ansteigend im Hintergrund — der einzigartige Marmorkegel von fast 2000 Metern Höhe an der Südspitze des östlichen ›Fingers‹ der Halbinsel Chalkidike: Wahrzeichen des neuen Jerusalem der byzantinischen Christenheit.



ΙΕΡΑ ΕΠΙΣΤΑΣΙΑ
ΑΓΙΟΥ ΟΡΟΥΣ
ΑΘΩ

ΔΙΑΜΟΝΗΤΗΡΙΟΝ

Besuchserlaubnis des Athos, das ›Diamonitirion‹, für Gerhart Pohl trägt die Nummer 133. Sie ist von den vier Athos-Regenten unterschrieben.



Foto: Ray Halin

Der einzige Polizist der Mönchsrepublik ist in Daphni stationiert. Er nimmt die Pässe aller Reisenden während ihres Aufenthaltes in Verwahrung.

Nächstes Heft: Auf dem Weg nach dem Regierungssitz Karyaes — Deutsche Truppen besetzten den Athos.



Ein Außenseiter ist immer dabei!

Der Tag der Herrenpartie

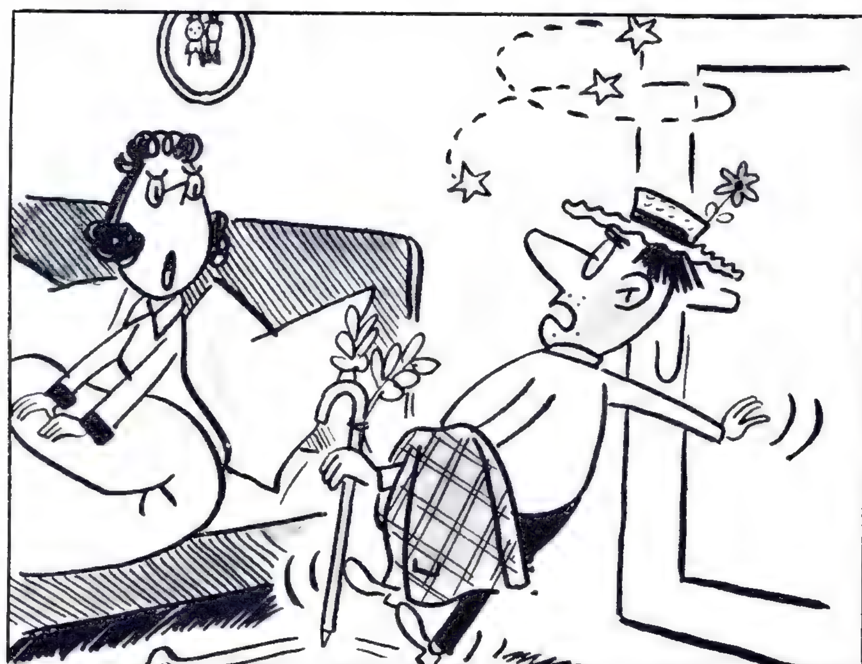
Gezeichnet von Willi Kleppe



»Nicht hier — drüben ist ein Lokal mit Damenbedienung!«



»So, jetzt hast du auch deine Herrenpartie!«



»Schimpf nicht, ich bin viel zu früh. Erst in einer Stunde muß ich im Büro sein!«

Ich lebte mit einem Seehund

Auf Robbenpirsch im Atlantik

Unsere Tagebuch-Serie einer ungewöhnlichen Freundschaft

VON ROWENA FARRE

Ein junger Seehund und ein junges Mädchen sind die Helden dieser Geschichte. Sie spielt im höchsten Norden von Schottland. Und sie berichtet von einem Tierparadies in Schönheit, Glück und Frieden. Nicht ohne amüsante Zwischenfälle wie den, daß der nächtliche Frieden eines zu Gast weilenden Ehepaares durch eine zahme Ratte auf der Bettkante gestört wird. Im Folgenden ist von neuen Begegnungen und Abenteuern mit jungen und alten Seehunden und einer dramatischen Seereise die Rede.

Eines Tages machte ich mich mit Tante Mirjams Erlaubnis auf eine Fünftagewanderung. Ich lief durch einen einsamen Landstrich nach Norden bis zur etwa fünfundvierzig Kilometer entfernten Mündung des Strathy-Flusses.

In meinem Zelt, umgeben von Eiern, Speckscheiben, einer Kanne Milch, Butter und einem Laib Brot, war ich gerade eifrig dabei, mir ein kräftiges Abendessen zu bereiten. Da sah ich auf einem Felsen nicht weit draußen im Meer einen Seehund.

Er brachte mich auf eine Idee: ich holte die Bambusflöte aus meinem Rucksack. Sein Mißtrauen schien sofort erwacht, und einen Augenblick glaubte ich, er würde gleich vom Felsen ins Meer tauchen. Ich flötete schnell ein paar Töne, und der Seehund hob den Kopf und lauschte. Ich spielte eine Weile weiter, und das Tier, obwohl sichtlich von den Tönen verzaubert, beobachtete mich weiterhin — wenn auch mißtrauisch.

Mit äußerster Vorsicht und kräftig weiterspielend, begann ich mich auf den Felsen in hockender Stellung ganz langsam, Schritt für Schritt, über das Strandgras vorwärts zu bewegen.

Mehrmals während dieses unbequemen Manövers gab der Seehund sich einen Ruck und blickte auf das ruhige Wasser hinunter, so als habe er sich entschieden, daß es, Musik hin, Musik her, Zeit zum Untertauchen sei. In diesen Augenblicken erstarrte ich und blies auf meinem Instrument ein paar hohe und — wie ich hoffte — verführerische Töne von der Art, wie sie Lora unweigerlich in einen ihrer tranceähnlichen Zustände versetzten.

Ich spiele meine Zauberflöte

Die List gelang, und ich konnte der Rand des Meeres erreichen, ohne daß mein Opfer, das jetzt nur etwa fünf Meter von mir ab war, seinen Felsen verließ.

Da verlor ich mein Gleichgewicht und setzte mich mit einem klatschenden Laut in den Schaum der Brandung, und augenblicklich tauchte der Seehund ins Wasser und schwamm ins Meer hinaus. Es dauerte einige Minuten, bis ich meine verkrampften Beine wieder gerade bekam.

Am nächsten Morgen war der Seehund wieder da. Er sonnte sich auf seinem Felsen. Ich dachte an meine unbequeme Annäherungsweise vom Tag zuvor und ging diesmal aufrecht auf ihn zu. Er lauschte aufmerksam auf das Flötenspiel, und ich konnte bis auf zweieinhalb Meter an ihn herankommen.

Das Tier war ein gutentwickeltes Männchen. Als ich ihn beobachtete, schien die Sonne fast unmittelbar in seine großen Augen, die in einem hellen Orangerot leuchteten. Ich versuchte nicht, näher heranzugehen, und begann mich wieder rückwärts zu bewegen. Seine Augen ließen nicht von mir ab, bis ich ein gutes Stück den Strand hinauf war. Dann drehte er sich auf die Seite und genoß den Sonnenschein.

Als ich den Strand verließ, lag er auf dem Rücken, und sein Kopf hing über den Felsen in einer Haltung vollkommener Ruhe. Ruhende Seehunde scheinen diese Haltung sehr gern einzunehmen. Auch Lora lag oft so der Länge nach ausgestreckt auf dem Rücken, ließ ihre Flossen seitlich schlaff herabhängen und hielt die Augen geschlossen.

Später machte ich noch eine andere Reise, um Seehunde in ihrer natürlichen Umgebung zu beobachten,



Foto: dpa

Das Profil des Seehunds zeichnet sich durch eine breite Stirn und einen deutlichen Nasenwinkel aus.



Foto: Dr. Erna Mohr

Das Profil der Kegelrobbe ist geradlinig und wirkt spitz. Das Tier ist weniger intelligent als der Seehund.



Foto: BBB Heinz Ockhardt

Kleine Seehundskolonie bei der Rückkehr vom Sonnenbad ins Meer. Hunger treibt die Tiere ins Wasser, wo sie Fische finden. Auch vor Menschen fliehen sie.

diesmal nach den Shetland-Inseln. Um diese Küsten herum findet man in Großbritannien den Seehund am zahlreichsten. Gruppen von vierzig bis fünfzig sind nicht ungewöhnlich.

Der Seehund bekommt sein Junges im Juni. Die Geburt findet meist auf einem Felsen oder einem Riff statt, und das Junge folgt der Mutter noch am gleichen Tag ins Meer. Das Fell des kleinen Geschöpfes ist fast das gleiche wie das eines ausgewachsenen Seehundes, nur lebhafter gesprenkelt.

Einmal stieß ich auf einen ganz jungen, vielleicht ein paar Stunden alten Seehund mit seiner Mutter. Sie ließ ihn auf dem Felsen liegen, während sie kurze Zeit im Meer herumschwamm. Als sie zurückkehrte, legte sie sich neben das Junge auf den Felsen, und kurz darauf gingen beide zusammen ins Meer. Das Junge folgte seiner Mutter sichtlich ohne Widerstreben und hielt gut mit ihr Schritt. Ich beobachtete sie durch meinen Feldstecher, wie sie zu einem anderen Felsen näher am Lande schwammen.

Eine neue Freundschaft

Mit diesem einzelnen Paar, das häufig hier anzutreffen war, konnte ich mich ein wenig anfreunden. Manchmal blieb das Junge auf einem Felsen oder auf dem Strand, und die Mutter ging allein schwimmen. Wenn das geschah, näherte ich mich dem jungen Seehund und spielte auf meiner Flöte ein Lied. Er gewöhnte sich bald an meinen Anblick und sah mit einem aufmerksamen Gesichtsausdruck hoch, so oft er mich musizieren hörte.

Wenn die Mutter bei ihrem Kind war, hielt ich mich vorsorglich in gewissem Abstand und markierte völlige Gleichgültigkeit gegen sie und das Junge. Nach einer Weile gewöhnte aber auch die Mutter sich an meinen Anblick, und solange ich nicht zu nahe herankam, säugte sie ihren Sprößling und spielte mit ihm, während ich beide von einem günstigen Platz aus beobachtete.

Als ich eines Tages am Strand war, sah ich das Junge allein auf einem Felsen sitzen und mich beobachten. Ich ging hin und hob es hoch. Sogleich fing es an, jämmerliche Blöklaute auszustoßen, die an ein Schaf erinnerten, während ihm zugleich dicke Tränen das Gesicht hinunterrollten. Da ich dem Tier nicht zuviel Kummer verursachen wollte, legte ich es wieder auf den Felsen, auf dem es gesessen hatte.

Als ich wegging, watschelte das Jungtier plötzlich hinter mir her. Mit einem Messer, das ich bei mir hatte, löste ich eine Muschel von einem Felsen, holte das Fleisch heraus und bot es dem Seehund an. Das Angebot wurde abgelehnt, aber nachdem nun das Vertrauen wiederhergestellt war, hielt ich meinem neuen Freund die Bambusflöte hin, die er in seine Schnauze nahm, fallen ließ und wieder aufhob. Eine Weile spielte ich mit ihm und hielt die Flöte fest, an der er

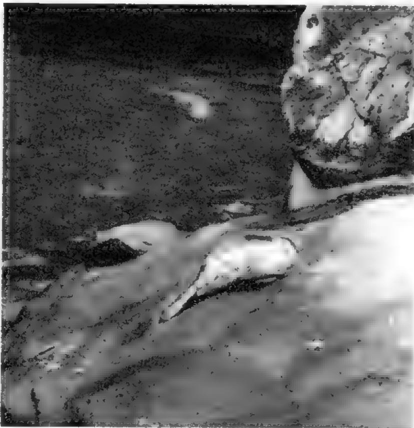


Foto: Ulrich

»Ich fand einen neugeborenen Seehund, dessen Mutter für kurze Zeit nahebei im Wasser schwamm.«

kräftig zerrte und dabei ein wohlgefälliges Grunzen ausstieß.

Seehunde haben einen scharfen Geruchssinn, und da ich nicht wußte, wie die Mutter das Junge behandeln würde, wenn sie bei ihrer Rückkehr einen fremden Geruch an ihm bemerkte, nahm ich es hoch, setzte es in eine Wasserlache und spritze ihm reichlich Wasser über Kopf und Körper. Er protestierte mit Grunzen gegen diese Behandlung, zeigte aber keinerlei Furcht.

In dem gleichen Sommer besuchte ich noch einmal eine Seehund-Kolonie auf den Shetland-Inseln. Aber obwohl ich über eine Woche blieb und mich der Kolonie stets mit äußerster Vorsicht näherte, gegen den Wind ging, mich hinter Felsen versteckte, oder, wenn keine Felsen da waren, mich auf dem Bauch vor-

Fortsetzung nächste Seite

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 67

arbeitete, so konnte ich doch nur selten bis auf hundert Meter herankommen, ohne daß die Seehunde, jung und alt, sich ins Meer stürzten.

Die meiste Zeit mußte ich mich damit begnügen, die scheuen Tiere durch den Feldstecher zu beobachten. Junge Seehunde klettern ihrer Mutter beim Schwimmen oftmals auf den Rücken und lassen sich durchs Wasser tragen. Durch mein Glas sah ich eine Seehundmutter mit ihrem Jungen auf dem Rücken gemächlich zur Küste schwimmen und sich in die Brandung legen. Das Kind blieb dabei immer auf dem Rücken der Mutter, und beide genossen sichtlich das Gefühl, wie die Wellen über sie hinwegliefen.

So sind die Kegelrobben

Im Gegensatz zum Seehund ist die Kegelrobbe polygam und eine geselligere Natur als der Seehund. In der Aufzucht der Jungen bestehen zwischen den beiden Arten beträchtliche Unterschiede. Die weibliche Kegelrobbe bringt ihr Junges Ende September, Oktober oder November zur Welt, wenn die See hoch geht und Stürme viele der einsamen Inseln der Äußeren Hebriden für den Menschen unerreichbar machen.

Das Junge wird in einigem Abstand vom Meer auf dem Trockenen zur Welt gebracht und ist noch mehrere Wochen nach der Geburt fast hilflos. Die Mutter bleibt ständig bei ihm und lebt während dieser Zeit, wie man annimmt, von ihrem eigenen, aufgespeicherten Fett.

Die junge Kegelrobbe behält ihr seidig weißes Fell zwei oder drei Wochen. Wenn sie drei Wochen alt ist, folgt sie der Mutter ins Meer, und von da an kümmert diese sich nicht mehr viel um das Kind. Die Stürme, die die Inseln während dieser Zeit umtoben, schützen die junge Kegelrobbe auch vor ihrem Hauptfeind, dem Menschen. Während der ersten Wochen der jungen Robbenkinder an Land droht ihnen auch die Gefahr,



Foto: Dr. Erna Mohr

Die junge Kegelrobbe wird auf dem Trockenen geboren. Sie trägt in den ersten zwei bis drei Wochen ein weißes Fell und ist auf die Hilfe der Mutter angewiesen, die sich ihr ganz widmet und in dieser Zeit vom eigenen Fett lebt.

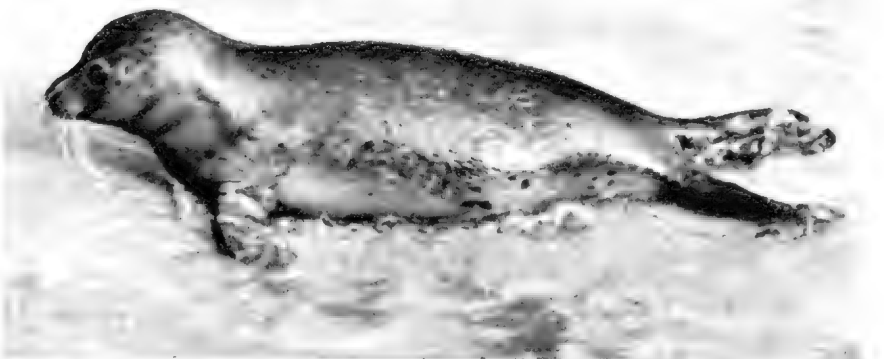


Foto: Theo Umlauff

Der junge Seehund braucht die Hilfe seiner Mutter ebenfalls. Wird er von ihr getrennt, klagt er als ›Heuler‹ am Strand, bis er hilflos eingeht oder von mitleidigen Menschen aufgelesen wird, so wie Lora von Rowena Farre.

daß ein Seehundbulle sie tot tritt. Kämpfe zwischen Bullen kommen häufig vor, jeder hat seinen Harem und seinen Gebietsstreifen, den er hartnäckig verteidigt.

Meine jungen Robbenkinder

Es war lange mein Ehrgeiz gewesen, eine junge Kegelrobbe aufzuziehen und ihre Lebensgewohnheiten mit denen des Seehundes zu vergleichen. Während ich auf Berneray war, ging dieser Wunsch in Erfüllung.

Eines Tages fand ich vier kleine Kegelrobben, die alle noch ihr weißes Geburtskleid trugen. Zwei waren an den Strand gespült worden und schon tot. Die beiden anderen, von denen ich einen auf einem niederen Felsenriff entdeckte, lebten, waren aber sehr schwach. Diese beiden nahm ich mit in das Haus, in dem ich wohnte. Das weibliche Jungtier starb am gleichen Abend. Das andere, ein Männchen, das ich Berni nannte, blieb mehrere Tage in einem kritischen Zustand und kam dann wieder etwas zu Kräften. Ich setzte es auf die Milch- und Öldiät, mit der ich Lora aufgezogen hatte.

Eine bewegte Seefahrt

Die Heimreise über den Minchkanal war eine der schlimmsten Seefahrten, die ich je erlebte. Es muß schon eine sehr schwere See gehen, um das Boot am Auslaufen zu hindern, denn die Männer hier auf den Schiffen gehören, unnötig zu sagen, zu den erfahrensten Seeleuten der Welt.

»Tjä, n' bißchen windig heute. Aber man keine Sorge, wir fahren«, antwortete mir einer der Schiffer auf meine besorgte Frage, ob die Fahrt wohl abgesagt würde, bis das Wetter sich wieder beruhigte.

Seine Antwort war nicht die, die ich erhofft hatte. Mit Berni unter dem Arm und in der einen Hand einen Koffer, ging ich das Fallreep hinauf, zusammen mit den übrigen Passagieren, die, wie ich bemerkte, alle entweder stoisch gleichmütige oder betont heitere Mienen aufgesetzt hatten.

Zu Hause angekommen, versprach ich meiner geduldigen Tante, daß Berni bestimmt sofort zur See zurückgebracht werden würde, sobald er imstande sei, für sich selber zu sorgen. Wir konnten ja, im Winter, nicht zwei Fresser wie Lora ernähren.

Eifersucht auf Berni

Die Kegelrobbe, obwohl die größere der beiden Arten, hat ein kleineres Gehirn und ist der weniger intelligente und lebhafte. Da Berni weiterhin schwächlich blieb, konnte ich ihn nicht allzu genau mit Lora in ihren Jungtiertagen vergleichen. Es bestand jedoch ein sehr deutlicher Unterschied zwischen den beiden

Fortsetzung Seite 71

Zum erstenmal erzählt die große Diva des deutschen Films die Geschichte ihrer Karriere



Zarah Leander:

So bin ich – und so bleibe ich!

BILD-Chefreporter Max Pierre Schaeffer wurde von Zarah Leander autorisiert, ihren Lebensbericht zu schreiben.

Das Schicksal der schwedischen Schauspielerin ist eng verknüpft mit glanzvollen deutschen Filmerfolgen, aber zugleich mit dem tragischen Niedergang Deutschlands auf der politischen Bühne.

In den Erinnerungen Zarah Leanders begegnen uns viele Stars der Leinwand wieder, unter anderem Greta Garbo, Grethe Weiser, Marika Rökk, Heinrich George, Willy Birgel, Siegfried Breuer und Curd Jürgens.

Hier einige Leseproben aus der ersten Folge:

**Berlin 1937 ...
Kurfürstendamm ...
Zarahs erster Auftritt in Deutschland ...**

Kein Scheinwerfer. Kein Applaus. Ein fröstelnd kalter Wintertag. Die Stadt liegt hinter Regengardinen, die sich immer enger zusammenziehen.

Berlin hastet ins Büro, hetzt zur Börse. Berlin hat zu tun. Niemand beachtet die unbeholfene, nicht nach der letzten Mode gekleidete Schwedin, die sich zum Hotel „Eden“ durchfragt. Sie spricht ein gebrochenes Deutsch.



Zarah Leander in ihrem ersten UFA-Film „Zu neuen Ufern“. Partner: Willy Birgel. Der Refrain der Film-Melodie wurde zum Titel dieses BILD - Tatsachenberichtes.

Nur der Fahrer des Taxis, das Zarah Leander für den Rest ihres Weges nimmt, wird aufmerksam. Er horcht einen Augenblick dem Klang ihrer Worte nach.

„Diese Stimme kenn ick doch ...“, murmelt er dann vor sich hin.

Die Frau im Rücksitz hat zugehört.

„Möglich!“ sagt sie lächelnd.

Und in der Tat: Eine Melodie ist ihr vorausgelaufen.

Sie drehte sich auf tausend Grammophonplatten und trug die Stimme der Leander nach Berlin, längst bevor man an der Spree wußte, wie die Frau aussah, die über einen solchen sinnlich klingenden und klagenden Alt verfügte.

Das Lied hieß „Gebundene Hände“, und sie sang es ein halbes Jahr lang jeden Abend in der Wiener Revue „Axel vor der Himmelstür“ — es wurde ebenso schnell populär wie die jetzt 29jährige Schwedin.

„Wenn ick doch bloß wüßte“, quält sich der Taxifahrer. Er ahnt nicht, daß in seinem Wagen der UFA-Star Nr. 1 seinen Einzug hält, der bald von einer unwahrscheinlichen Reklame und einem unwahrscheinlichen Können in die Höhen getragen, selbst die Erfolge der überaus populären Lilian Harvey und der noch nicht populären Sybille Schmitz weit in den Schatten stellen und auch sämtliche Kassenrekorde brechen wird.

Um ehrlich zu sein: Die Frau hinter ihm ahnt es selber nicht ... und sie ahnt nicht, daß sie in Deutschland einen Feind hat, noch bevor sie Freunde gewinnt: Joseph Goebbels, den kleinen verkrüppelten Propagandaminister und Diktator der deutschen Traumfabrik ...



Propagandaminister Goebbels reicht dem unvergessenen UFA-Regisseur Professor Carl Froelich die Hand. Kein deutscher Filmbesucher ahnte damals etwas von den politischen Intrigen hinter den Babelsberger Kulissen ...

*

Zarahs „Brille“

„Ich bin stark kurzsichtig!“ Zarah Leander sagt es wie entschuldigend als sie die Brille aufsetzt.

Karl Opitz, Pressechef der UFA, denkt nur fünf Minuten nach. Dann überzieht ein hintergründiges Lächeln sein Gesicht.

„Ab morgen“, sagt er schmunzelnd, „brauchen Sie keine Brille mehr ...“

„Aber das ist doch unmöglich!“

„Unmöglich? Dieses Wort gibt es bei der UFA nicht, Frau Leander.“

Am nächsten Tag stehen zwei riesenhafte Männer vor der Tür der Schwedin. Keiner von ihnen ist unter 1,90 Meter.

Sie tragen karierte Straßenanzüge. Doch schon bald wird Zarah Leander diese Männer im Frack, Smoking, im Cutaway oder in bunten Livrees erleben. Sie werden bei jedem offiziellen Anlaß, bei jeder Party wie Schatten an ihrer Seite kleben. Die Schauspielerin wird keinen Schritt ohne sie tun können — denn diese beiden Männer sind die von der UFA verordneten „Brillengläser“.

Durch Knuffen oder Flüstern haben sie ihren kurzsichtigen Schützling unauffällig auf die Bühnen der Premieren-Kinos, durch die Tischreihen der Hotels, durch die Rinne der Begeisterung in den Straßen zu führen.

Und sie machen es so geschickt, daß kein Mensch es jemals merkt.

*

An 27. Stelle der Besetzungsliste des Filmes „Zu neuen Ufern“ stand der Name eines jungen, blonden Mannes, der eine winzige Rolle zu spielen hatte.

Dieser junge Mann verbrachte die meiste Zeit damit, von Regisseur zu Regisseur, von Besetzungsbüro zu Besetzungsbüro zu rennen, um einmal ganz groß herausgestellt zu werden.

Aber alle zuckten die Schultern: „Sie sind noch zu jung!“ Und alle dachten sie: Er ist nichtssagend ...

Sie dachten es 18 Jahre lang. — Heute kennt ihn jeder. Sein Name:

CURD JÜRGENS

Erleben Sie noch einmal dieses glanzvolle Stück Filmgeschichte. Gleich morgen die BILD-Zeitung besorgen. Wetten, daß Sie nach der ersten Fortsetzung nicht mehr aufhören können mitzulesen?

Ab 7. Mai mitlesen



Fortsetzung von Seite 69

Seehunden, vor allem auch in psychologischer Hinsicht.

Im Gegensatz zu Lora, die als Jungtier nach Aufmerksamkeit und Geselligkeit verlangt und von Anfang an nie etwas dagegen gehabt hatte, daß man sie anfaßte, zeigte Berni bis zum Ende seines kurzen Lebens eine ausgesprochene Abneigung dagegen, hochgehoben zu werden. So oft ich ihm nahe kam, stieß er ein protestierendes Grunzen aus und versuchte, sich meinem Zugriff zu entziehen, während sein Tränenstrom beträchtlich zunahm. Er war ausgesprochen ungesellig.

Ich hatte große Schwierigkeiten, ihn dahin zu bringen, daß er aus der Flasche trank. Nach zweiwöchigem Umgang duldete er meine Gegenwart williger, obwohl er mich nicht ein einziges Mal nach einer Abwesenheit mit einem Zeichen der geringsten Freude begrüßte.

Loras Verhalten ihm gegenüber war merkwürdig. Vor seiner Ankunft hatte sie nie die geringste Spur von Eifersucht gegen ein anderes Tier an den Tag gelegt. Wenn Tante Mirjam oder ich einen Otter auf unserem Schoß streichelten, bekümmerte es Lora wenig, daß man ihr nicht ebenfalls Beachtung schenkte.

Auf Leben und Tod

Als Berni kam, wurde es jedoch vom ersten Tag an deutlich, daß sie eine heftige Abneigung gegen ihn hatte. Wenn eine von uns in ihrer Gegenwart Berni auf den Schoß nahm, fing sie wütend an zu bellen und richtete sich fast in ihrer ganzen Größe auf dem Schwanz auf, um nach ihm zu schnappen. Wir wagten nicht, die beiden zusammen zu lassen, aus Furcht, daß Lora ihrem Seehund-Genossen ernstlichen Schaden zufügte.

Als Berni so ungefähr vier bis fünf Wochen alt war und sein weißes Geburtsfell verloren hatte, war auch seine Gesundheit ein bißchen stabiler geworden, und ich glaubte, daß ihm ein kurzes Schwimmbad gut tun würde.

Ich nahm ihn im Ruderboot hinaus, hielt mich in ziemlich seichtem Wasser und ließ ihn hineinfallen. Er schwamm sicher und folgte dem Boot zurück ans Ufer, als Lora, die unbemerkt von mir auf einem Felsen ein Schläfchen gehalten hatte, ins Wasser sprang und das Jungtier in wenigen Sekunden erreicht hatte. Es folgte eine höchst unerfreuliche Szene, bei der Lora den unglücklichen Berni an seinen Hinterflossen ins Wasser zog und ich, hilflos im Boot, nur angstvoll auf ihr Wiedererscheinen warten konnte.

Da das Wasser seicht war, dauerte es nicht lange, bis sie ein paar Meter vor dem Boot auftauchten. Lora hielt die junge Kegelrobbe noch immer fest am Schwanz gepackt und begann sie nun heftig zu schütteln, während der arme Berni, als er wieder Luft bekam, ein klägliches Winseln von sich gab.

Ich ruderte schnell zu den beiden Tieren hinüber und konnte Lora einen Schlag mit meinem Ruder versetzen. Aber sie dachte nicht daran, Berni loszulassen. Wieder tauchte sie, diesmal direkt unter dem Boot hinweg, und kippte es in dem seichten Wasser beinahe um. Ich wartete mit erhobenem Ruder.

So starb der arme Berni

Als das Paar wieder an die Oberfläche kam, konnte ich Lora erreichen und ihr ein paar kräftige Schläge verabfolgen, während sie, im Wasser auf ihrem Schwanz balancierend, wieder mit dem Schütteln anfing, das Berni nun — unheilvolles Zeichen — ohne einen Ton von sich zu geben ertrug.

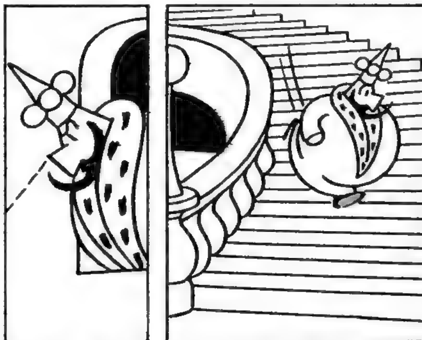
Zuletzt ließ sie ihr Opfer los, und ich konnte das halbtote Tier mit Hilfe eines Ruders ins Boot ziehen, bevor es sank.

Wie die alte Frau auf dem Dampfer gesagt haben würde, das Tauchen und Schütteln ›tat dem kleinen Vieh nicht gut‹, und von dieser Stunde an verschlechterte sich Bernis Zustand schnell. Zwei Tage darauf starb er, nachdem er gerade etwas über drei Wochen bei mir gewesen war.

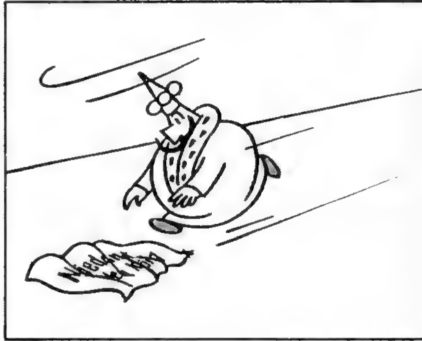
Im nächsten Heft: Kinder und Tiere — Kaufmännische Bilanz unseres Exils.













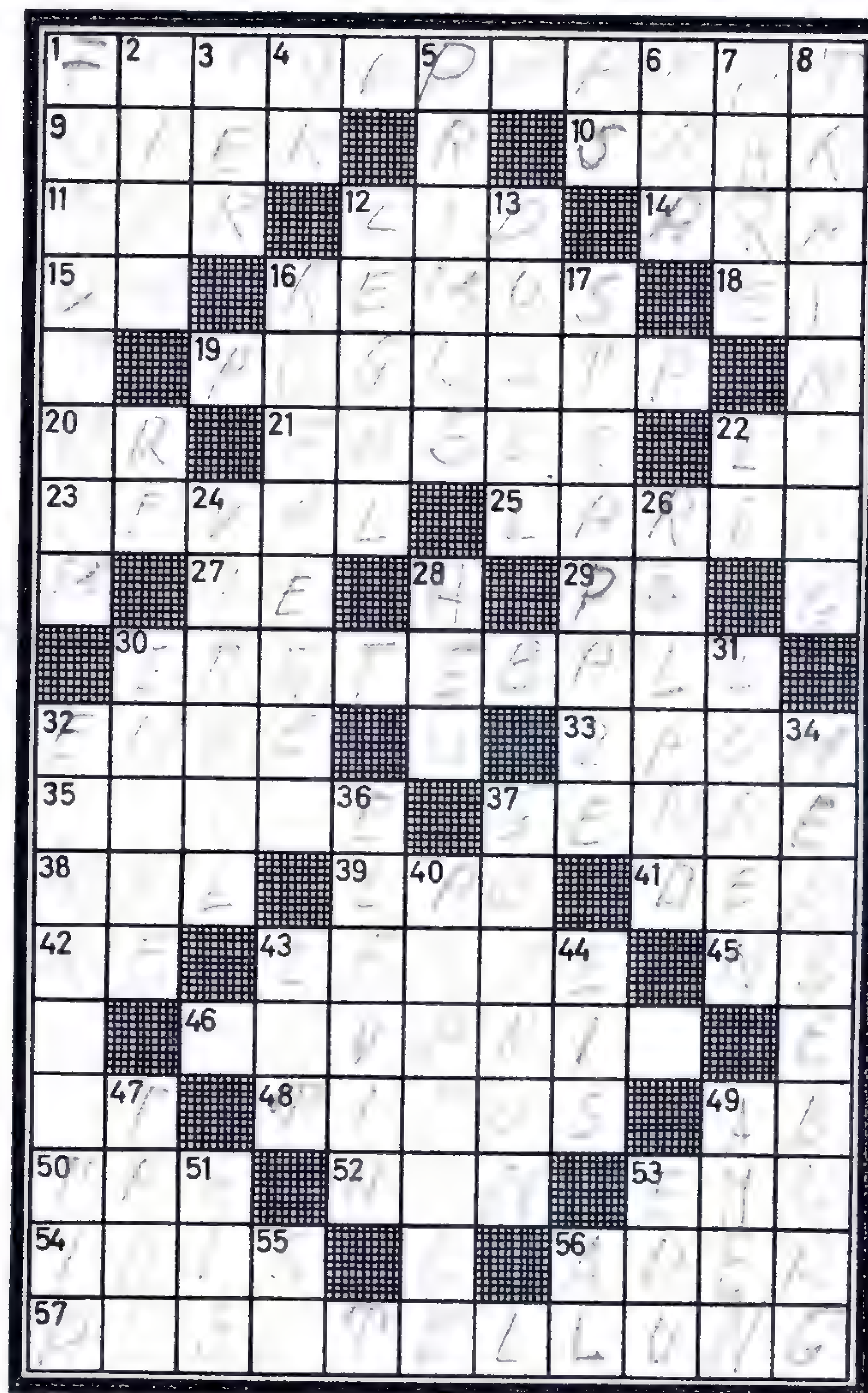
Wahrzeichen der Städte







Diese Fotos zeigen die Wahrzeichen deutscher Städte. Die Auflösung der Fragen 44 waagerecht, 1 und 26 senkrecht ergibt ihre Namen.



BÜCHER
IM WERTE VON
1000 DM

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A—Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 15. Mai 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in unserer Nummer 12/1958.

Auflösung zu Heft 9

Waagerecht: 1. San, 3. Akt, 6. Zoo, 9. Ur, 10. Islam, 12. Bl., 13. Sachalin, 15. Drin, 17. Tete, 19. Tee, 20. Spa, 22. Uhr, 23. in, 24. Biene, 26. en, 27. Milreis, 29. Opa, 31. Ost, 32. Eva, 34. Lyra, 36. Bleu, 37. Tieflader, 40. Ehe, 41. Aas, 42. NRT, 44. Urner, 45. Enk, 47. Mgr., 48. Ute, 50. el, 51. Tarif, 54. Armut, 56. **Kobra,** 57. Alt, 58. Boa, 59. rar.

Senkrecht: 1. Suedtirol, 2. Ar, 3. Asch, 4. **Klapperschlange,** 5. Tal, 7. Ob, 8. Olbernhau, 10. Jan, 11. mit, 13. Sie, 14. neu, 16. Ren, 18. the, 20. Silo, 21. Anet, 24. Bi, 25. Ei, 27. Marie, 28. Selen, 30. **Python,** 33. Verrat, 35. AE, 36. Bd., 38. Farm, 39. Aser, 40. Elektra, 43. Trester, 46. Kur, 48. Ulm, 49. Pik, 50. Era, 52. All, 53. fob, 54. Ara, 55. USA.

Das Lösungswort hieß: KREUZOTTER.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 8

1.—3. Preis: Lotte Ach, Wächtersbach (Hessen); Heinrich Hefft, Celle; Werner Baar, Grünwald b. München.

4.—7. Preis: Gregor Palkovich, Zagersdorf, Post Siegendorf / Burgenland (Österreich); Klaus Zoellner, Hamburg-Rahlstedt; Walter Lütjen, Essen-West; Erwin Mechler, Oftersheim.

8.—13. Preis: Walter Höhne, Berlin-Charlottenburg; Hermann Haller, Bad Soden (Taunus); Charles Scharffetter, Lübeck; Paula Kempf, Schönstein üb. Wissen (Sieg); Albert Becker, Harskirchen i. Elsaß (Frankreich); Marga Lehmann, Rössing üb. Elze (Hann.).

14.—20. Preis: Albert Groninger, Heilbronn (Neckar); Leo Schulz, Flensburg; Gunter Katzler, Feldrennach üb. Neuenburg (Württ.); Hans-Joachim Stoye, Berlin-Schöneberg; Kurt Seyfert, Hannover-Kleefeld; Luise Volz, Neunkirchen (Saar); Renate Schiller, Frankfurt/Main.

21.—30. Preis: Ewald Mansfeld, Bochum; Karin Kühne, Wolfenbüttel; M. Jaissle, Pforzheim; Adolf Goetsch, Nordhorn; Konrad Häfner, Würzburg; Wilhelm Arnold, Freiburg (Br.); D. L. Bauer, Werl (Westf.); Roland Welponer, Bozen-Bolzano (Italien); Klara Blohm, Pellworm üb. Husum; Gertrud Peschke, Ansbach (Mittelfr.).

Waagerecht: 1. Kamera, 9. Gestade, 10. Nebenfluß der Mosel, 11. Warthezufluß, 12. Teil des Auges, 14. Papagei, 15. nautische Abkürzung für Knoten, 16. sagenhafter Gründer Roms, 18. Nahrungsmittel, 19. Mädchenname, 20. ausgestorbenes Rind, 21. Zeichnung im Holz, 22. chinesisches Längenmaß, 23. baltischer Ostseehafen, 25. altrömische Hausgötter, 27. französisch: ich, 29. Strom in Italien, 30. ländliche Feier, 32. räumliche Beschränktheit, 33. Teil des Reitgeschirrs, 35. Staat der USA, 37. Fremdwort für Art, Weise, 38. Passionsort in Tirol, 39. halbwarm, 41. Artikel, 42. Skatwort, 43. Hüfte, 45. Abkürzung für Nachsatz, 46. siehe Bild 1, 48. römischer Kaiser, 49. Umstandswort, 50. Zeitraum, 52. französisch: nein, 53. australischer Laufvogel, 54. exotischer Stelzvogel, 56. Blutgefäß, 57. öffentliche Schau.

Senkrecht: 1. siehe Bild 2, 2. Heizkörper, 3. spanischer Küstenfluß, 4. Abkürzung für Oregon (Staat der USA), 5. Klassenerster, 6. Segelstange, 7. schweizerischer Rheinzufluß, 8. sportliche Vorbereitung, 12. gesetzlich, 13. im Volksmund: Glück, 16. Balkanvolk, 17. große Anstrengung, 22. französischer Artikel, 24. altrömischer Dichter, 26. siehe Bild 3, 28. Viehfutter, 30. größter See Lapplands, 31. germanische Blasinstrumente, 32. süddeutscher Mädchenname, 34. Stadt an der Saale, 36. Schülerin, 37. weibliche deutsche Sagengestalt, 40. französischer Männername, 43. lettische Münze, 44. Aggregatzustand des Wassers, 47. Unverletzlichkeit mancher Sitten, 49. Gebetsschluß, 51. Tonstufe, 53. Kurzform von Eduard, 55. Abkürzung für Santi, 56. Zeichen für Aluminium. (i = j)

Die Buchstaben in den Zahlenfeldern 2, 4, 8, 10, 16, 28, 30, 39, 48 und 52 ergeben, richtig geordnet, das altehrwürdige Wahrzeichen einer norddeutschen Stadt. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

Zauberei mit schlanker Linie



Foto: Lotar

Für kühlere Tage sollte man gewappnet sein. Ein lustig-bunter Wollanzug gibt Wärme und genügend Bewegungsfreiheit. Modell: Vetrix-Bleyle

Vor 48 Jahren wagte es zum ersten Male eine junge Frau, in einem engen schwarzen Trikot zu baden: die Stummfilmdiva Annette Kellermann. Sie ging 1910 mit nackten Beinen und anliegendem Trikot ins Wasser und versetzte ihre Umgebung in nicht geringe Aufregung. Trotzdem machte ihr Beispiel Schule. Bald vertauschten mehr und mehr Strandnixen ihre steifen, gestreiften Badegewänder mit den bequemeren und reizvolleren Trikots.

1930 erfanden die Amerikaner ein neues, anschmiegsames Gewebe, das ›Last Textil‹, abgekürzt ›Lastex‹. Ein Kautschukfaden, mit Wolle, Baumwolle oder Nylon umwirkt, ergab ein hochelastisches Material, das sich ausgezeichnet für Korseletts eignete. Findige Kaufleute kamen bald dahinter, daß sich aus diesem festen und gleichzeitig so elastischen Material ein idealer Badeanzug herstellen ließ: Er hielt die Figur auch bei größter Bewegungsfreiheit noch zusammen. Und die Lastex-Badeanzüge traten einen Siegeszug durch die Welt an, vor allem, nachdem Hollywood-Star Esther Williams darin erfolgreich durch mehrere Filme geschwommen war.

Sie stehen heute noch an der Spitze der Bademode, obwohl ihnen langsam der meist lustig-bunte gummigerüschte Baumwollanzug Konkurrenz macht, dem Christian Dior 1956 eine ganze Strandkollektion widmete. Auch dieser Anzug hat den Vorzug, daß er die Figur ›glättet‹.

Die Frage, warum selbst Frauen mit idealen Körpermaßen diese ausgeklügelten ›formveredelnden‹ Badeanzüge begeistert tragen, blieb bis heute unbeantwortet. *E.W.*



Foto: Map-Arthur

So ausgeklügelt ist der Schnitt dieses damenhaften Lastex-Anzugs, daß er die Figur wie eine Haut umschließt. Neu daran: das ›Abendkleidmuster‹, angeschnittene Träger und ein tiefes Rückendekolleté. Modell: Jantzen



Foto: Lutz, Zürich

In Spanien sollte man sich der Landessitte anpassen: Badeanzug mit Röckchen wählen! Es kann aber winzig sein wie hier. Modell: Ribana



Foto: Lautenbache

Nicht länger als auf diesem Bild darf die lose Strandjacke aus gestreiftem Frottee sein, die man über dem Badeanzug trägt. Modell: Möve

Einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker schrieb diese Geschichte für KRISTALL

Nach zwanzig



Santo Sacramento! dachte Kleber, auf die Brüstung des Ranges gestützt, nieder- und hinüberäugend zu jener Loge, bemüht, nicht zu starren: Die Schwestern X.! Die in der Mitte ist doch Judi!

ILLUSTRATION: KATJA HASSLER

Den Abend, als Kleber ins Theater ging, zum ersten Male seit zwanzig Jahren wieder ins Theater der Stadt seiner Geburt, herrschte dichter Nebel. Kleber hatte keine Familie mehr in der Stadt, hatte, im Telefonbuch blätternd, darin keinen einzigen der Mitabiturienten und Jugendfreunde verzeichnet gefunden, hatte kein einziges der alten Gesichter wiedergetroffen in den zwei Wochen seit seiner Ankunft.

Die Peter-Paul-Straße, die er durchtappte, hatte unter Fliegerbomben stark gelitten. Drei Frauen gingen wenige Meter vor Kleber; hochgewachsen alle drei, fast gleich groß und von einer Haltung, die sich stolz nennt.

Bevor die Frauen Klebers Blicken im Gewühl entschwanden, erhaschte er etwas mehr von ihnen als Umriß, Größe, Haltung. Zwar keine Spur eines Profils, doch blinkten die drei unbedeckten Köpfe flüchtig auf. Von links nach rechts: aschblondes, goldblondes, brünettes Haar. Das Gold des Mittelkopfes sprühte für Sekunden. Die Wahrnehmung traf ihn wie ein leichter elektrischer Schlag.

Zu Ende des ersten Akts kam der Riesenkronleuchter unter ätherischem Rauschen aus der Kuppel nieder. Da entdeckte er die Dreigestalt in einer der Orchesterlogen wieder. Die Goldblonde wiederum in der Mitte: die Jüngste, zugleich die Anmutigste. Links die Brünette mit einem attraktiven Schimmer von Graumeliertheit, eine gutaussehende, offenbar leicht verhärmte Frau von Ende Dreißig. Rechts, vielleicht ein Jahr älter, die Aschblonde.

Typisch Bettina, ganz wie ehedem. Wie ehedem? durchfuhr's Kleber: die Sisters X.

Vor gut zwei Dezennien hatte Paulo — seine Mutter war eine Kreolin aus Santos — als Primaner, der aufs Abitur zusteuerte, Attila, der drei Schwestern einzigen Bruder, zum Klassenkameraden. Attila war damals ein kleiner Snob gewesen, der mit seinen Schwestern stets als ›Sisters‹ renommierte, sie zugleich eifersüchtig bewahrte vor jeglicher Bekanntschaft mit seinen Mitschülern. Nicht zuletzt eben deshalb hatte sich der Gymnasiast Paulo Kleber in die drei Schwestern ›verknallt‹, jawohl, in alle drei, die unzertrennlich waren. Etwa zehn Jahre später stieß ihm der Unfall zu. Fünf Monate lang hatte der junge deutschbrasilianische Ethnologe die Buschsteppe vom Mato Grosso durchstreift und war die von Dschungeln ummauerten gelben Flüsse entlanggefahren, per Hubschrauber oder im Kanu, oder er war geritten. In einem Dorf der Karaja-Indianer riß sein Sattelgurt, und er stürzte von seinem wieselschnell trabenden Caboclo-Pferdchen, schlug mit dem Kopf auf ein mit Dornen gespicktes Reibbrett, wie die Indio-Hausfrauen es zum Zerschaben der Mandioka-Wurzel benutzen. Neben einer Gehirnerschütterung trug er, der sich einst so sehr mokiert hatte über die schlagenden Verbindungen seiner Vaterstadt, mehrere tiefe Wangenkratzer davon, die, vernarbt, kaum zu unterscheiden waren von Schmissen.

Seit seinem Sturz, seinem so erfahrungsreichen Aufenthalt in den Savannen des Oberen Xingu längst in die Großstadt Sao Paulo zurückgekehrt, wurde ihm eines Tags bewußt, daß ihm der Nachname seines einstigen Mitgymnasiasten Attila und dessen drei Sisters wie weggeblasen war. Als der Krieg die Bindungen zur Alten Welt zerriß, gab er die Suche auf und taufte die Erinnerung an die unbekannten Schwestern mit einem X . . .

Santo Sacramento! dachte Kleber, auf die Brüstung des Rangs gestützt, nieder- und hinüberäugend zu jener Loge, bemüht, nicht zu starren: Die in der Mitte, das ist Judi!

Dann fing Bettina X. seinen mühsam verstohlenen Späherblick auf. In ihrem verwaschenen Gesicht malte sich innerhalb einer Frist von zehn bis zwanzig Sekunden halbes ungläubiges Erkennen. Sie beugte sich hinter Judis Rücken zu Imogen, die ihr das Ohr zuneigte, die Brauen emporzog.

Nun spähten Imo und Tina in — wie es Kleber schien — gespielter Unauffälligkeit zu ihm auf. Er schickte sich an, mit breitem Lächeln zu den Sisters niederzunicken, sie zu grüßen mit einer Gebärde des ›Ich bin es!‹, da wurde es abermals dunkel.

Am Anfang der großen Pause zwängte sich Kleber durch die überfüllten Gänge des Rangs, über die Treppe nieder ins Parkett, zu jener Loge. Er fand sie leer. Er wartete bis zum dritten Klingelzeichen, bis zur Wiederverdunkelung des Zuschauerraums, vergebens. Die Schwestern X. hatten das Theater verlassen. —

Vor den weiten Fenstern des Fernsehstudios geisterten die Platanen im Funkhauspark aus dem Nebel. Dann trat ein salopp-elegant, in grauen Flanell gekleideter Mann aus dem Aufnahmeraum ins Vorzimmer, rothaarig, und verbeugte sich mokant übertrieben, bevor er Kleber die Hand reichte: »Guten Tag, Herr Gastprofessor. Attila Fünffrank mein Name. Falls du dich nicht mehr an deinen alten Klassenkumpan erinnern solltest.«

»Atti Fünffrank!« rief Kleber mit gespieltem Gleichmut aus, als habe er kein Dezennium nach dem verschollenen Namen gegrübelt. »Nicht erinnern? Mann Gottes, wo ich all die Zeit immer wieder an euch gedacht habe!«

»An uns?« Der Geck zwinkerte anzüglich. »An mich bestimmt nicht, mein lieber Schwan.«

Als Kleber vor zwei Wochen eingetroffen war in der Stadt seiner Geburt, hatte er sich zunächst inkognito gehalten, um ›das Terrain zu sondieren‹. Tags nach seinem Theaterbesuch aber hatte er sich fest entschlossen, die ihm unlängst brieflich angetragene Gastprofessur zu übernehmen. Für heute war Pro-

Jahren...

EINE ERZÄHLUNG / VON ULRICH BECHER

fessor Paulo Kleber zur Vorbesprechung eines Fernseh-Interviews eingeladen.

»Was mit meinen Sisters los ist, wirst du ja auch vernommen haben. Tina ist unverheiratet geblieben und hat eine gute Stelle, Imos Kriegsehe ist geschieden, und Judi...« Attila pausierte ohne Zwinkern. »Na, du weißt ja. Bitter, bitter.«

»Ja, Atti«, log Kleber, »ich weiß. Nur«, fügte er gleichsam tastend hinzu, »über die Details —«

»Beim nächtlichen Bombenangriff vom letzten Kriegsnovember«, unterbrach ihn der andre in unwirschem Meldeton. »Judis Verlobten, der gerade auf Urlaub gekommen war — Pech, was? — hat's erwischt. Und Judi... Na, wir haben uns alle sosolala mit dem Schrecklichen abgefunden.«

Kleber schlenderte zur Trolleybus-Haltestelle zurück, bei der ein paar Nebelgespenster warteten. Unversehens sah er sich Judith gegenüber — fast wäre er mit ihr zusammengeprallt.

Sie schritt ihm zwischen zwei Hunden entgegen, zwei ungewöhnlich großen und starken Boxern, die sie rechts und links an kurzen Leinen führte, barhaupt, sehr aufrecht.

Kleber trat rasch zur Seite — denn die Frau mit den Tieren hielt stracks auf ihn zu. Nun mußte sie ihn erkennen. Er riß die Zipfelmütze vom Kopf. Er wußte nicht, wie er sie anreden sollte. Er sagte unvermittelt auf brasilianisch: »Como vai, Dona Juditha?«

Sie blieb stehn, für Sekunden, in denen sich die beiden Hundeleinen strafften. Aus nächster, aus Zwei-Meter-Nähe gab sie ihm, lächelnd, einen Blick, der ihm kalt zu Herzen fuhr: so leer, so blicklos wie der einer griechischen Göttin aus Stein.

»Meinen Sie mich?« fragte keck ein pummeliges Geschöpf, das an der Haltestelle wartete, und da wandelte Judith Fünffrank weiter.

Was hat mich da sekundenlang angeblickt? Letzte, zur Lethargie gewordene Schwermut? Oder gar harmloser Wahnsinn? Irgendein Ungewöhnliches, fast Unmenschliches, dachte Kleber beklommen.

Am selben Abend — Nebel umhüllte ihn wie ein Federbett — wartete er abermals vorm Elmsheimer Dreimäderlhaus auf seinem verlorenen Posten von einst. Er hatte Warten gelernt. Im Torbogen flammte das verwischte Licht einer Hängelaterne auf. Und ein Motor brummte die Gartenstraße herauf, ein Wagenumriß hielt: ein Taxi. Im verschwommenen Schein sah Kleber, selber ungesehen, zwei Frauen aus dem Haus treten. Imo und Tina ins Taxi steigen, von dem alsbald nichts blieb als ein ersterbendes Brummen.

Kleber tapste zur Bushaltestelle zurück, neben der er eine Telefonzelle bemerkt hatte. Im Telefonbuch fand er ›Fünffrank, Bettina & Imogen‹. Judith war nicht verzeichnet.

»Hallo?« fragte ihre Stimme, die er sofort erkannte. »Ja, bitte?... Ist da jemand?... Hallo?«

Santo Sacramento, das schöne Würgegefühl aus der Knabenzeit, da war es und hinderte ihn für Sekunden am Sprechen: »Hmmm-rrm, hier ist der Paulo Kleber. Erinnern Sie sich vielleicht an den, Judi?«

»Natürlich erinnere ich mich an dich, Paulo. Wie geht's?«

Die Selbstverständlichkeit, mit der sie die Worte an ihn richtete, verblüffte ihn.

»Halte mich, bitte, nicht für unverschämt, aber würdest du mir erlauben... würdest du wohl zehn Minuten mit mir spazierengehn?«

»Jetzt?«

»Jetzt.« Er harrte ihrer Antwort. Nach kurzer Pause kam sie: »Sag, Paulo, was ist für Wetter draußen?«

»Was für Wetter?« Er lachte jungenhaft auf. »Na, unser alter Erbsensuppen-Nebel.«

»Nebel?« fragte sie plötzlich leiser, fast flüsternd. »Wirklich dichter Nebel, sag?«

Da zuckte sein Verdacht auf. Der von Attilas knapper Bemerkung angeregte Verdacht: jener Fliegerangriff, der Judith den Verlobten geraubt, habe ihr einen traumatischen, seelisch-geistigen Defekt hinterlassen.

»Seit Tagen, nein, seit Wochen Nebel — Judi, weißt du das denn nicht?«

»Ich weiß...« Etwas wie Phlegma verlangsamte ihre Antwort. »Ich hab ihn ja heute nachmittag geatmet... Gut; ich stehe in zehn Minuten vor unserer Tür.«

Rasch stapfte er zur Fünffrank-villa zurück. Niemand wartete davor. Im Torbogen über der Freitreppe brannte das verwischte Licht. Plötzlich ging's aus.

Abgesehen vom Sonnenuntergang und vom mählichen Dunkelwerden im Theater geht Licht zumeist plötzlich aus, dachte er, doch versetzte ihm dies Verlöschen, diese jähe Finsternis einen argen Stich. Sie wird nicht kommen; sie gibt mir ein Zeichen, daß sie sich's anders überlegt habe.

Da vernahm er das leise Knarren der Haustür, nun aus dem Stockdunkel des Torbogens Judis halblaute Frage: »Paulo?«

»Ja, Judi, da bin ich. Hast du die Hunde bei dir?«

»Woher kennst du meine Boxer?« fragte es melodiös aus der Höhe hernieder. Kleber tummelte die Freitreppe hinauf, seltsam beglückt, weil sie ohne Hunde gekommen war, und riß sich den Handschuh ab und ertastete ihre kühle Hand und küßte in der Eile statt des Handrückens den Handteller und spürte, wie sie sogleich ihren Arm unter den seinen schob, ganz ohne Umstände, und dachte, während er die Treppe niederlenkte: Weshalb hat sie eigentlich die Torlampe ausgeknipst einen Augenblick, bevor sie herauskam? Um von Nachbarn unbemerkt zu bleiben? Wer bemerkt schon jemand bei dem Nebel? Sie sagte: »Du hast gewußt, daß ich allein zu Hause war.«

»Hmja, ich sah Imo und Tina im Taxi abkutschieren.«

»Sie sind ins Kino gefahren.«

»Und haben das Aschenbrödel zu Hause gelassen.«

»Ich gehe fast nie ins Kino.... Ein gutes Hörspiel tut's auch.«

»Weißt du, ich habe dich vor drei Tagen im Stadttheater gesehen.«

»Ich weiß schon, Paulo. Tina und Imo haben mir's nach dem Theater erzählt.«

»Danach? Ah. Also haben die beiden mich erkannt.«

»Ja ... so halb und halb.«

»Aber du, Judi, hast mich nicht einmal halb und halb erkannt. Hast keinmal zu mir aufgeguckt.«

Ihr Schweigen. Dann: »Nein ... kein einziges Mal.«

»Und in der großen Pause dieses großartigen Stücks gingt ihr weg.«

»Ja, großartig.« Ihr Schweigen. »Aber mich ... drei Akte hindurch aufs gesprochene Wort zu konzentrieren, das ... strengt zu sehr an.«

Aha, durchzuckte es ihn, Judith hat also einen Defekt davongetragen; kann sich nicht einmal drei Akte lang auf ein Spiel konzentrieren; leidet an Gedankenflucht oder ähnlichem. Kleber sagte: »Attila. Kommt ihr viel mit ihm zusammen?«

»Wenig. Er ist sehr beschäftigt.«

»Ich weiß. Er hat mich gestern interviewt.«

»Paulo Kleber, das große Tier.«

Unvermittelt blieb sie stehn. Seinen Arm, den sie zu seiner kleinen, sehr holden Verwirrung so entschieden, so fest und dicht untergefaßt hatte, ließ sie los:

»Du hast mit Atti privat gesprochen?«

»Privat? Ja, ein paar Minuten lang.«

»Was hat er — über uns — über mich gesagt?«

»Er hat mir von deinem Unglück erzählt, Judi.«

Schroffer: »Welchem Unglück?«

Jetzt war es an Klebers Antwort, zu stocken. »Nun, daß du — bei dem Fliegerangriff — deinen — deinen Verlobten verlorst.«

»Weiter! Was noch?«

»Weiter nichts. Er sagte nur noch —«

»Nur noch?!« — »— daß du — daß ihr euch — mit dem Schrecklichen — sosolala abgefunden habt.«

Ihr Wispern: »Sosolala ...« Plötzlich spürte er wieder den kuschelnden Druck ihres Armes, merkte er, wie sie ihn fortzog, hörte er sie unvermittelt fröhlich-unternehmungsvoll sagen: »Komm, großes Tier aus dem brasilianischen Dschungel! Erzähl mir von den Trophäen, die du mitgebracht hast.«

»Ich könnte dir ein paar Zanzas zeigen.«

»Zanzas?«

»Präparierte Schrumpfköpfe. Zum Beispiel von Faultieren, die die Indianer vom Oberen Xingu als bitterböse Dämonen verfolgen. Ich habe auch den Zanza eines Menschen in meinem Gepäck. Aber ich glaube, rrm, ich würde ihn dir nicht zeigen.«

»Weshalb nicht?«

»Vielleicht würde deine zarte Seele erschrecken.«

»Ich finde das nicht so arg, Paulo.« Wie leichthin gesagt. »Ich finde das weit menschlicher, als wenn man einen Feind, den man nie gesehn hat — wenn man ihn aus der Luft — mit Brandbomben ...«

Da gewahrte er über ihnen das regelmäßige Flackern eines Lichtkegels, und unvermittelt, in das Motorengeräusch hinein, sagte sie barsch und stoßhaft: »Wenn du wüßtest — was das für eine Tierquälerei ist — für mich — dieses ewige Donnern von Flugzeugen über unser Dach weg, Tag und Nacht.«

Er hatte schwerfällig ins Nichts gegriffen und gefunden, was er suchte, und es an sich genommen in einer Art sanften Ungestüms und ungehindert eingeheimst die Erfüllung eines alten, eines Knabenwunsches, der vehement jung geblieben war durch die wüste Zeit: Judith Fünffrank küssen zu dürfen und hatte ihre Hände gespürt in seinem Haar. Als das Paar zu Villa gelangt war, hatte er gefragt, ob er sie morgen wiedersehn dürfe. Nach kurzem Schweigen war ihre zum Raunen gedämpfte Antwort erfolgt: Nicht bei Tage. Auch nicht frühabends. Weil Imo und Tina morgen zu Hause bleiben würden, da könne sie nicht fort. »Weshalb nicht?« hatte Kleber wissen wollen; schließlich sei sie nicht mehr minderjährig. Spätabends gegen halb elf, nachdem ihre Schwestern schlafen gegangen seien, könne sie sich hinausschleichen, hatte sie entgegnet.

Am nächsten Tag, kurz nach zehn, mietete er in der Peter-Paul-Straße ein Taxi, ließ sich nach Elmsheim hinausfahren und den Wagen warten. Kleber lauschte, wiederum angenehm belästigt vom alten Gurgeldruck. Dann klappte die Haustür mäusehaft behutsam. »Die Entführung aus dem Serail«, wisperte er. Er hörte ihr wispriges Kichern. Sie blieb geflissentlich bei ihm eingehenkelt, bis sie zum Taxi gelangt waren.

»Eigentlich weiß ich gar nichts von dir«, sagte Judi, während sie der Stadt entgegenfuhren. Zumindest scheinst du ein großer Frauenräuber vor dem Herrn zu sein.«

»In Südamerika ist dieses Metier nicht zu empfehlen«, sagte Kleber schlagfertig. »Wohin führt übrigens Prinz Krähenhaar das goldhäuptige Aschenbrödel? In eine nette Kneipe oder auf einen Tanzboden?«

Die Lichtgespenster der Stadt mehrten sich. Plötzlich bettete die Frau ihr Gesicht in den Hals-Schulter-Winkel des Mannes: »Ich möchte mich nicht zeigen mit dir im — im sogenannten Rampenlicht der Öffentlichkeit. Wo kampierst du eigentlich?«

»Provisorisch in einer sturmfreien Studentenbude...«

Diesen Wochenabend nach elf lag das etwas kasernenartige Studentenquartier bereits im Halbschlaf. Auf Judiths Wunsch — begreiflich, sie fürchtet, gesehen zu werden, erkannt, verpetzt — unterließ er, Licht im Hausflur zu machen. Lenkte sie, die wieder seinen Arm an sich genommen hatte, unterm diskreten Abbrennen einiger Zündhölzer zu seiner provisorischen Bude. Als er deren Tür aufgeschlossen, die Frau hineingezogen hatte, nach dem Lichtschalter tastete, hörte er sie flüstern: »Mach kein Licht!«

Kleber lachte sein selten praktiziertes sachtes Indio-Lachen: wieder drängte es ihn, sie an sich zu reißen. Statt dessen lenkte er sie zum unverhängten Fenster, das Ausblick gab auf die halb geborstene, halb neuerrichtete Welt: Hinter einem noch nicht beseitigten Mahnmal aus dem zweiten Krieg, einer allein stehengebliebenen Brandmauer, die heute nacht nichts war als ein konturlos steiler Schatten, erhob sich eine zwölfstöckige Versicherungsanstalt, deren vertikale, mächtige, kobaltblau gleißende Neonlichtlettern LEBENS — den übrigen Text verdeckte die Brandmauer —, bis zur Kaumleserlichkeit verwischt, hereinglommen.

»Was sagst du zum blauen Schimmer dieses ›Lebens‹ —, Judi?« fragte Kleber behutsam.

»Der blaue Schimmer dieses Lebens«, sprach sie ihm nach, aber Kleber war, als verstände sie ihn nicht.

Dann küßten sie einander eine Weile lang, in der ihre kühlen Hände sein Gesicht betasteten. Endlich nahm sie sie ohne Hast von ihm weg und sagte, sich abwendend: »Sag, warum ist deine rechte Wange so zerschründet? Du warst nie Korpsstudent.«

Er berichtete ihr flüchtig von seinem Sturz im Karaja-Dorf und bemerkte überleitend, nun doch etwas Licht zu machen, aber sie, sie bestand mit absonderlichem Eigensinn darauf, daß der blaue Schimmer dieses Lebens — sie schien in die Wendung förmlich verliebt — genüge.

Welch unerklärliche Lichtscheu, dachte Kleber verblüfft, dazu einen Deut ungehalten, indes er eine seltene Maske von drüben, die er ihr zeigen wollte, nicht ohne Mühe aus dem Schrank kramte.

»Wir müssen Licht machen, Judi, sonst kannst du diese Affenmaske, hm-rrm, ich meine: diesen Affengeist — «

Da hatte sie ihm wortlos die Maske aus der Hand genommen, zag-

Fortsetzung nächste Seite





Fortsetzung von Seite 77

haft, sehr zögernd, indessen, sobald sie sie im Griff hatte, mit einer schattenhaften Gebärde eigensinniger Bestimmtheit.

Er vernahm das heimliche Rascheln der Bambusfasern. Darauf ihre im Ton größter Sachlichkeit vorgebrachten knappen Feststellungen: »Das fühlt sich wirklich an wie ein Tier. Ja. Wie ein Affe. Nein, wie ein Geist. Wie der Geist eines Affen. Phantastisch, Paulo. Das fühlt sich wirklich an wie ein Affengeist. Und das Faserrascheln . . .«

Als Judith den Satz ausgesprochen hatte, war sein Verdacht Gewißheit geworden. Was er seit seinem Theaterbesuch halb und halb befürchtet, jedoch verdrängt hatte, was sich hatte heraushören lassen aus Attilas Bemerkung, war kaum mehr zu bezweifeln. Die Bomben- und Brandnacht, die ihr den Verlobten geraubt, mußte eine schwere neurotische Störung bewirkt haben, eine im Gefolge jenes Traumas auftretende Geisteskrankheit, eine verfolgungsmanische Lichtscheu.

›Fühlt sich an wie ein Affengeist.‹ Nachdem sie sich ihm verschenkt hatte, brachte er sie heim auf die gleiche diskrete Manier, mit der er sie ›aus dem Serail‹ entführt hatte — diesmal indes nicht in der Hochstimmung eines über zwei Dezennien lang, zu guter Letzt glücklich Verliebten, sondern mit der Aufmerksamkeit eines Irrenwärters. In seine Bude zurückgekehrt, wälzte er sich Stunden schlaflos unter den Bissen seines Gewissens. Sein später Sieg galt ihm als erste schmachvolle Niederlage seines Lebens.

Am nächsten Vormittag suchte er Attila Fünffrank im Funkhaus auf. »Verzeih den Überfall, Atti, und daß ich mit einer peniblen Frage, die Judi betrifft, herausplatze. Ist es unheilbar?«

»Ja, Unheilbar.«

»Das sagen, hm«, erkundigte sich Kleber, von jäher Kälte durchzuckt, »das sagen die Ärzte?«

»Ja. Allerdings.«

»Verzeih die Einmischerei«, sprudelte Kleber, »aber warum, warum bringt ihr sie nicht in einer Anstalt unter? Nicht in einer staatlichen, sondern in einer Privatklinik, wo sie unter ständiger individueller Beobachtung stehen würde? Vielleicht hätte eine lange, intensive Behandlung —«

»Paulo, dein lammsgeduldiges, nie erlahmendes Interesse an den Sisters ist wirklich rührend.« Offen hämisch kam's heraus. »Aber Judi will in keine Anstalt. Weder in eine staatliche, noch in eine private.«

»Will nicht? Ich verstehe nicht recht. In solch einem Fall kommt's doch wahrlich nicht auf den Willen des Patienten an.«

»Entschuldige schon; alles kommt auf Judis Willen an«, dozierte Attila im Ton einer hämisch-milden Belehrung. Und fügte sehr salopp als Randbemerkung hinzu: »Sie will nun einmal in kein Blindenheim.«

Kleber trat rasch ans Fenster, die Erschütterung, die ihn getroffen hatte, zu bezwingen.

Als das hurtige Quasseln hinter ihm schwieg, wandte er sich, räusperte seine chronische, nun geschwollene Heiserkeit nieder: »Hm-rrm, wie ist es eigentlich passiert?«

»Phosphorbombe. Winzige Funkenspritzer. Ausgerechnet in beide Augen. Eitel dabei, zu stolz, um ihre Kriegsversehrung zu demonstrieren. Sie ist nicht dazu zu kriegen, nach polizeilicher Vorschrift eine gelbe Armbinde zu tragen oder einen weiß lackierten Stock.«

Kleber blickte hinaus in den goldenen Dunst und hörte von fern den Ruf eines Nebelhorns und spürte ihn zum letztenmal, den beglückenden Gurgeldruck seiner Knabenzeit, und sagte infolgedessen gepreßt: »Den blauen Schimmer dieses Lebens.«

»Wie bitte?«

»Brasilien«, sagte Kleber sehr zuversichtlich, »ist ein enorm helles Land.«



Hier warteten sie auf ihr Schicksal. Das ist der Hof des Gefängnisses, in dem die drei zum Tode verurteilten Algerierinnen inhaftiert waren. Jetzt ist ihnen durch einen Gnadenakt das Leben geschenkt worden. Auch zu Haft verurteilte Widerstandskämpferinnen verbüßen hier ihre Freiheitsstrafen.

Dem Tode entronnen

Der französische Staatspräsident hob die Todesurteile gegen drei algerische Widerstandskämpferinnen auf

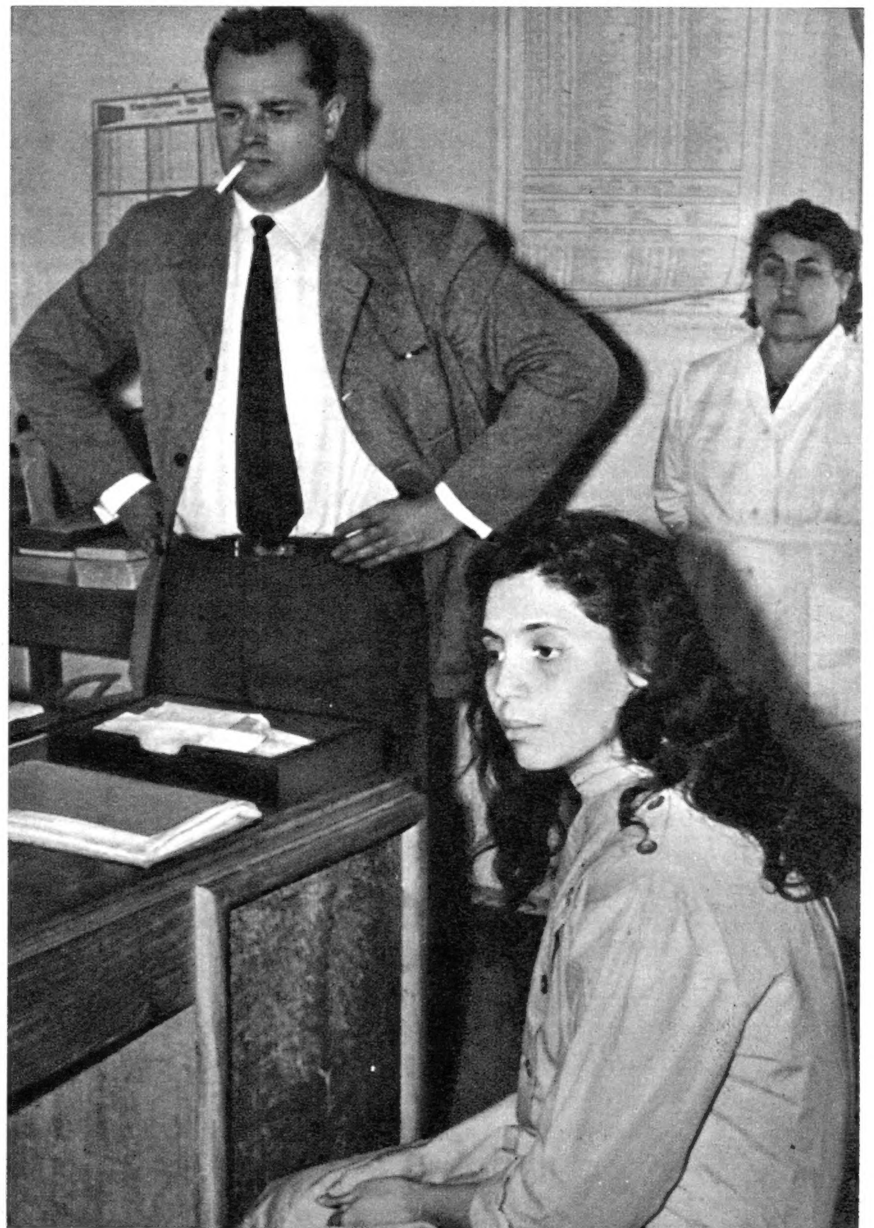


Eine zweifelhafte Zeugin? Djamila Bouazza (Bild) belastete Djamila Bouhired, wurde aber zum Tode verurteilt. Der Psychiater nannte sie unzurechnungsfähig.

Djamila Bouhired ist 22 Jahre alt, ein hübsches Mädchen mit großen, dunklen Augen. Da sie Algerierin ist, wurde sie in den Strudel des Widerstandes gegen das französische Mutterland hineingerissen. In diesem heimtückischen nordafrikanischen Guerilla-Krieg gibt es keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, Kind und Greis. Deshalb ist das Schicksal dieses Mädchens auch kein Einzelfall: Mit den algerischen Aufständischen kämpfen viele Frauen, und viele werden vor Gericht gestellt. Djamila Bouhired soll an einem Bombenanschlag in einer Milchbar beteiligt gewesen sein. In der Voruntersuchung gestand sie. Vor Gericht sagte sie, das Geständnis sei durch Folterungen erpreßt. Sie, das 22jährige Mädchen, wurde zum Tode verurteilt. War sie aber wirklich schuldig? Sie leugnet wie alle, die in Algier verurteilt werden. Nach Protesten aus aller Welt wurde Djamila, zusammen mit zwei anderen Frauen, begnadigt. Ein menschlicher Akt in einem unmenschlichen Krieg. *F. L.*



So trafen sie sich wieder. Jacqueline Guerroudj (links) war die dritte der zum Tod verurteilten Frauen. Nach der Begnadigung empfing sie den Besuch ihrer Tochter, die auch mit der Widerstandsbewegung sympathisiert.



Fotos: Lutetic

»Ich wurde gefoltert!« Das behauptete Djamila Bouhired vor Gericht (Bild). Dann widerrief sie ihr früheres Geständnis. Das gegen sie ausgesprochene Todesurteil wurde jetzt in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt.

Chantré hat ständig einen großen Zustrom neuer Freunde. Wie eine von Chantré veranlaßte Untersuchung der Gesellschaft für Marktforschung, Hamburg, im Jahre 1957 ergab, wuchs die Zahl der Chantré-Trinker innerhalb eines Jahres um **36** Prozent.

Chantré für Verliebte?

„Die Weiche Welle hat mir meinen bisher schönsten Erfolg gebracht. Bei einem Gläschen Chantré wurde mir ein großer Strauß roter Rosen überreicht. Das war der Anfang vom Glück meines Lebens." So schrieb Fräulein Sch. aus S. Sie regte gleichzeitig an, den Chantré für Verliebte zu empfehlen.
Eines zeigt sich immer wieder: immer mehr spricht man vom Chantré! Und sehr oft denkt man beim Namen Chantré an etwas Interessantes, Zukünftiges. Chantré ist aber bei seinen Freunden auch dafür bekannt, daß er die Menschen einander näher bringt. Er fördert Kontakte und führt Freunde zusammen — solche, die es sind und solche, die es werden wollen. Im Chantré spürt man — bei seinem vollen, reichen Bukett und seiner angenehmen Milde — die Weiche Welle von Herz zu Herz — und dankbar erkennen viele an, daß der Chantré ihnen auch gut bekommt.



Chantré 1/1 Fl. DM **9,75**

Wündrich-Meißen